

Schlesische Chronik



REDAKTION: B. CLEMENZ



cop. Phönix-Verlag,
Breslau u. Kattowitz

Die Ritterakademie in Liegnitz

Jubiläen

200 jähriges Bestehen der Ritterakademie zu Liegnitz. Die einzige Ritterakademie im östlichen Deutschland ist die zu Liegnitz. Am 11. November 1908 vollendet sie eine 200 jährige Geschichte, aus welchem Anlaß diese Anstalt eine Jubelfeier begeht. Aber ihr Ursprung und ihre Gesamtgeschichte reichen noch ein halbes Jahrhundert tiefer in die Vergangenheit zurück. Denn die materielle Existenz der Anstalt beruht auf einer Stiftung des Pfälzenherzogs Georg Rudolf, der als einer der besten und gebildetsten seines Geschlechts gerühmt wird. Diese Stiftung errichtete er am 28. April 1646 als das fürstliche St. Johannis-Stift in Liegnitz, dessen Bestimmung es war, die evangelischen Kirchen und Schulen zu erhalten. Gemäß dieser Bestimmung besoldete das Stift die Geistlichen der St. Johanniskirche, und der Herzog rief 1648 die Fürstliche Stiftsschule zu St. Johannis ins Leben. Sie sollte wohl ein Ersatz sein für die während des dreißigjährigen Krieges eingegangene Goldbergerschule (1504—1621), die durch Trokendorf berühmt geworden war. Der Nachfolger im Herzogtum Liegnitz, Ludwig IV., sah in dem Bestehen zweier höherer Schulen in Liegnitz — es bestand seit 1509 die Peter-Paulschule als höhere Schule — einen Ueberfluß und führte 1657 die Vereinigung beider Anstalten herbei. Zu diesem Zeitpunkt zählte die Stiftsschule 126, die Stadtschule 100 Schüler. Die neue Schule erhielt als Lokal das der Stadtschule.

Das Aussterben der Pfälzen mit dem Tode des 1675 heimgegangenen Herzogs Georg Wilhelm hatte bekanntlich die Einziehung Schlesiens als erledigtes Fürstengut durch Kaiser Leopold I. zur Folge. Damit gelangte dieser natürlich in Besitz der landesherrlichen Macht und — abgesehen von der Berechtigung der Sukzession — in die Verfügung der sämtlichen Rechte und Besitztümer. Das muß man sich gegenwärtig halten, wenn man die Wandlungen der Ritterakademie loyal beurteilen möchte. Die Zahl der vom Johannisstift besoldeten Lehrer an der vereinigten Liegnitzer Schule wurde zunehmend geringer, 1689 war es nur noch ein Lehrer. Demzufolge wuchs das Stiftskapital, überdies gewachsen und wachsend durch den in der Friedenszeit steigenden Wert der Güter. Das Stiftskapital wurde bei seiner Gründung auf 100 000 Tlr., 1708 wurde das Stiftsvermögen auf 219 530 Tlr., einige Landgüter und kleinere Grundbesitze angegeben. Der Reinertrag der Güter allein betrug 5560 Tlr.

Eine Stiftung, die ein protestantischer Landesherr zur Erhaltung des evangelischen Glaubens bestimmt hat, wird einem katholischen Landesherrn (Joseph I.) nach den damals noch geltenden Welt- und Regierungsanschauungen nicht ganz angenehm gewesen sein. Der Kaiser fand einen Ausweg; er gründete eine paritätische Anstalt. So kam im Jahre 1708 die Josephinische Ritterakademie zustande. Es sollte eine Adelsanstalt sein zur Ausbildung des jungen Adels in den ritterlichen Bräuchen, Fertigkeiten und Sitten.

Die Festfeier fand am 11. November 1708 statt, und zwar wurde sie auf dem Schlosse vollzogen, wobei als Vertreter des Kaisers der Landeshauptmann Graf Schaffgotsch anwesend war. Daß die damalige Zeit auch in betreff der Studien anderer Meinung war, beweist eine der Festreden; sie verbreitet sich darüber, daß viele behaupten, die Gelehrsamkeit komme mehr dem bürgerlichen Stande als dem Adel zu, ja es laufe das Studium fast wider die Reputation eines Kavaliere, indem es diesem weit besser anstehe, ein Pferd geschickt herumzutummeln und seinen Degen und Pistolen wohl zu führen.

Von solchen Anschauungen sind die Studienpläne der ersten Zeit noch nicht ganz frei, die mehr Wert auf körperliche denn auf die geistige Ausbildung legte. Das Leben wurde dem jungen Adel ganz angenehm gestaltet. Prunkfeste, wie das St. Josephsfest, führten den schlesischen Adel zu den Schauspielen und Schaulübungen. Im Jahre

1740 wurden für 38 Jöglinge 26 Schulpferde gehalten. Der Reit- und der Fechtmeister hatten jeder einen besonders besoldeten Gehilfen. Hauptsache war die gefällige Ausbildung und die Übung im Reiten, Fechten, Exerzieren, Pistolenschießen, Tanzen und Partieren.

Trotz dieser Annehmlichkeiten ist der Besuch der Anstalt bis in die neueste Zeit nicht bedeutend gewesen. Während bei der Eröffnung 5 Fundatisten und 2 Pensionisten eingetrossen waren, zählte man ein Jahr später insgesamt 30 Jöglinge. Ende 1717 stieg der Besuch auf 35 — das war der höchste im 18. Jahrhundert erreichte Stand; 1730 sank die Zahl auf 10, so schwankte sie von Jahr zu Jahr. Die Konfession der Insassen wird erst seit 1727 angegeben; 1727—31 waren 28 katholisch, 35 lutherisch, 1732—41 dagegen 72 katholisch, 36 lutherisch. Die Zahl der Jöglinge wurde 1729 durch 2 Gräfl. Rojpotische und 1842 durch 2 von Rothkirchische Fundatisten vermehrt.

Das Heim der Ritterakademie, ein Riesenbau heut noch für die inzwischen gewachsene Stadt, entstand nach der Begründung der Anstalt. Es ist ein Werk, „wie es unter der sparsamen preussischen Herrschaft sicher nicht mehr gebaut worden wäre.“ Die Erbauung fällt in das 2. und 3. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Der Kaiser erließ am 18. November ein Reskript, worin eine Baukommission für einen Neubau angeordnet wurde. Zunächst entstand 1709 die Reitbahn, und erst 1728 ging man an das Hauptgebäude. Die alten Häuschen wurden nach und nach niedergehauen und der große Bau zuerst an der Front der Haynauerstraße aufgeführt, und zwar nach dem Entwurfe des Akademie-Professors Ch. G. Hertel (1708—26, gest. 1743), der vom k. k. Baumeister Martinelli revidiert worden war. Am 24. Juni 1735 erfolgte die Grundsteinlegung zu dem Hauptbau, welches Ereignis durch Umzüge feierlich begangen wurde. Auch eine Münze wurde geprägt, die über 3000 Tlr. kostete. An der Feier nahm Graf Johann Anton Schaffgotsch teil. Die Kosten des Baues beliefen sich auf 85 700 Tlr., das Bauholz ungerechnet. Die Vollendung des ganzen Komplex fällt erst in das 19. Jahrhundert. Erst 1802 wurde das jetzige Lehrgebäude als die größte Reitbahn Schlesiens aufgeführt und 1823 zu seinem jetzigen Zwecke umgebaut.

Eine innere Periode beginnt oder schließt mit dem Jahre 1740, da Friedrich d. Gr. in Schlesien einrückte und es dauernd festhielt, nicht. Diejenigen Lehrer der Anstalt, die den verlangten Treueid nicht schwören wollten, verloren ihre Stellen. Seit dieser Zeit ist das Lehrerkollegium der Anstalt überwiegend evangelisch gewesen, der Direktor war fortan stets evangelisch. Die Anstalt wurde nach 1740 nicht stärker besucht wie vorher, die Zahl der Jöglinge betrug etwa 16. Die österreichischen Abtellen mieden die Anstalt, dafür traten preussische mehr und mehr ein. Daß im Innern noch dieselben Weisen gepflogen wurden, geht aus einzelnen Revisionsberichten unzweifelhaft hervor. In Berlin verstand man damals schon ziemlich viel von guten Schulen, und bald sollte unserer Ritterakademie die Stunde der Reform schlagen. Der Minister von Zedlitz kündigte dem damaligen Direktor von Zedlitz, seinem Onkel, in einem Schreiben vom 25. Januar 1774 eine Revision der Ritterakademie an. Die Revision fand im Februar 1774 statt. Aus den Ergebnissen ist zu bemerken, daß besonders auf würdigere Stellung der Wissenschaften zu den Exertien und die Förderung größerer Leistungen bei der Aufnahme gedrungen wurde.

Der energische schlesische Minister von Schlabendorff hatte gleichfalls der Anstalt seine Aufmerksamkeit zugewendet, auf seine Veranlassung wurde z. B. der „Besperrtrunk“ abgeschafft.

In der Tat griff nun Preußens Hand reformierend in das innere und äußere Getriebe der Anstalt ein. Die erwähnte Revision führte zur Umgestaltung des Unterrichts, der fortan zweckmäßiger gehandhabt wurde. In-



cop. Phönix-Verlag,
Breslau u. Rattowitz

Königsaal der Ritterakademie in Liegnitz

spektoren wurden ernannt, Klassenbücher, öffentliche Prüfungen und Zensuren eingeführt — anfangs freilich unwillig aufgenommen. Im Jahre 1790 warf der Minister v. Wöllner die Frage auf, „wodurch der schlesische Adel mehr ins Interesse der Akademie gezogen werden könne?“ Die Antwort des Adels war, „daß einige schlesische Cavaliers zu Curatoren der Ritterakademie gewählt werden möchten.“ Obwohl der Direktor v. Bühlow dies Projekt 1791 mit triftigen Gründen bekämpfte, erfolgte dennoch 1794 die Ernennung der ersten Kuratoren: der Barone v. Lestwitz und v. Richtshofen-Malitsch. Infolgedessen trat der Direktor v. Bühlow 1795 zurück.

Ob nun das Institut der Kuratoren günstig oder ungünstig für die Entwicklung der Anstalt war, mag von verschiedenen Standpunkten aus verschieden beurteilt werden. Nach der angebahnten Reform sollte die Ritterakademie in erster Linie eine Vorbereitungsanstalt für die Universität werden. Die Kuratoren aber erstrebten dreierlei: Vorbereitung zur Universität, zum Militär und zur Oekonomie. Darunter mußten die Wissenschaften leiden.

Die Anstalt war also bis ins 19. Jahrhundert ein Institut mit wenig klaren Zielen, bis die Stürme des Jahres 1806 auch sie ergriffen und, was morsch und überlebt, wegriß. 1809 waren nur 7 Föglinge vorhanden — für dieses Häuflein wurde ein Apparat von 11 Lehrern, 1 Stiftschreiber und 15 Unterbedienten in einem halb leer stehenden Schlosse unterhalten. Dem konnte ein Staat unmöglich zusehen, dessen Kräfte von innen heraus reorganisiert werden sollten. Unter diesen Umständen erfolgte fast genau 100 Jahre nach der Stiftung der Ritterakademie ihre Umwandlung in eine „Allgemeine Vorbereitungs-Anstalt für die gebildeten Stände der Gesellschaft“. Das geschah durch Reskript vom 16. September

1809 durch den Chef des Kultusministeriums Wilhelm v. Humboldt. Danach sollten auch Bürgerliche vom 15. Jahre an als Pensionäre zugelassen werden, ferner adelige und bürgerliche Stadtschüler gegen ein vierteljährliches Honorar von 9 Tlr. an den Lehr- und Uebungsstunden der Ritterakademie teilnehmen.

Damit ist der wichtigste Punkt der geschichtlichen Wandlungen erwähnt. Und wir dürfen nur noch die wesentlichen Vorgänge des zweiten Jahrhunderts der Existenz unserer Ritterakademie anführen. Den Verfassungsänderungen, die die Anstalt auf eine breitere Basis gestellt hatten, folgten einige Aenderungen in der Leitung. Von 1811 an standen ein adeliger Akademie- und Stiftsdirektor und ein Philologe als Studiendirektor neben einander. Im Jahre 1840 übernahm der adelige Akademie- und Stiftsdirektor auch die Leitung des Unterrichtswezens. Seit Michaelis 1855 ist ein Philologe Akademie- und Stiftsdirektor, ihm zur Seite steht ein adeliger Kurator. Von 1809 bis 1817 stand die Ritterakademie unter der Liegnitzer Regierung, dann unter dem Provinzial-Konsistorium, seit 1826 unter dem Provinzial-Schulkollegium. Gegenwärtiger Direktor der Anstalt ist Professor Dr. Rost.

Man kann sagen, daß die Ritterakademie erst im 19. Jahrhundert den Nutzen zu gewähren begann, der ihren hohen Unterhaltungskosten entspricht. Die Zulassung der Stadtschüler führte zu einem ungeahnten Aufschwung, wodurch beide gewannen, die Stadt und die Anstalt. Für die Alumnus wurde 1844 die jetzige Uniform mit dem gelben Abzeichen eingeführt. Durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 8. April 1903 wurde der Anstalt der Titel Königliches Gymnasium Johanneum verliehen. Die Frequenz ist bis auf den heutigen Tag gestiegen, sie

betrug Ostern 1908 über 250 Schüler, davon etwa 50 Ritterakademisten sind — eine hohe Ziffer gegen die 10—20 Böglinge des Anfangs. Seit der Verstaatlichung der Anstalt untersteht dem Direktor nur die Schule als solche.

Ein Prachtbau steht das Anstaltsgebäude dem Beschauer vor Augen; die Front macht bei aller Länge doch einen fesselnden Eindruck. Das Portal ist besonders betont. Das Giebelfeld, dessen Tympanon mit Trophäen, dem Merkurstabe und wissenschaftlichen Geräten geschmückt ist, ist bemerkenswert. Die beiderseitig sich anschließenden Attiken tragen vier Figuren. Leider kommt die ganze Fierde und die imponierende Ausdehnung des Gebäudes bei der Enge der Haynauerstraße nicht zur Geltung. Für den Freund alter Stadtbilder ist der Blick in die Johannisstraße, sowie am Kohlmarkt in der Front des Leubuser Hauses, der Johanniskirche und der Akademie ein Genuß — es gibt wenige Stellen in Schlesien, die einen solchen harmonischen Zeitgeist vermitteln.

Auch im Innern ist manches sehenswert. Im Hofe sieht man zwei unvollendet gebliebene Rösser aus Sandstein, es sind Werke des Liegnitzer Bildhauers Christoph Hübner, der während der Arbeit starb. 1904, am 16. Januar, konnte der neuerbaute Festsaal, Königssaal genannt, eingeweiht werden. Dieser Raum hatte früher zu Tanzstudien gedient, war dann Wäschboden gewesen, und wurde dann in einfachen Barockformen ausgebaut. Die harmonische Helle und Ruhe in Verbindung mit den bedeutenden Maßen geben ihm seinen stattlichen Charakter als Festsaal. Das Bild unseres Kaisers schmückt den Saal am Rednerpult und blickt auf das festliche Geschehen, das von Zeit zu Zeit die Böglinge mit ihren Lehrern hier vereint.

B. C.

Jubiläum der des Königlichen Evangelischen Gymnasiums zu Glogau. Das königliche evangelische Gymnasium beging am 1. und 2. November das Fest seines zweihundertjährigen Bestehens. Seine bewegte Vergangenheit ist ein nicht unwichtiges Stück schlesischer Geschichte; in ihr spiegeln sich nicht bloß die Schicksale der Stadt Glogau selbst, sondern auch die Leiden und Kämpfe der evangelischen Kirche unseres Landes. Die Anfänge der Schule reichen zurück bis in jene Zeit, wo Glogau als die zweite Stadt Schlesiens ihre größte Ausdehnung und Blüte erreichte. Seit 1571 bestand hier eine evangelische höhere Schule, die sich in den Jahrzehnten vor dem dreißigjährigen Kriege eines hohen Ansehens erfreute. Wohlberufene Pädagogen und gekrönte Poeten waren ihre Leiter und Lehrer. Die Stürme des Krieges aber vernichteten mit der Blüte der Stadt auch dieses gesegnete Schulleben. Wie die Geistlichen mußten 1628 auch die evangelischen Lehrer in die Verbannung ziehen, und obgleich der westfälische Frieden der Gemeinde die Erbauung ihrer „Hütte Gottes“ vor dem Tore erlaubte, blieb ihr



cop. Phönik-Verlag, Breslau u. Rattowitz

Hof der Ritterakademie in Liegnitz

phot. Jeschke

trotz aller Verwendung hoher Gönner über ein halbes Jahrhundert eine Schule verfiel. Da erzwang 1707 der kaiserliche Schwedenkönig Karl XII. von Kaiser Joseph I. in der Altranstädter Konvention auch für die Evangelischen in Glogau das Recht, draußen vor dem Walle, auf dem Plakz des heutigen evangelischen Friedhofes, neben der Friedenskirche auch eine Schule zu errichten. Spenden aus dem ganzen Reiche, besonders auch von den freien Städten Süddeutschlands, ermöglichten der armen Gemeinde das kostspielige

Werk und machten die Gründung des evangelischen Gymnasiums oder, wie es damals hieß, Seminariums zu einer gemeinsamen Tat des Deutschen Protestantismus. Am 1. November 1708 erfolgte die feierliche Einweihung. Von weit her strömten die Schüler zusammen, und der hochbedeutende erste Rektor, Liesner, hatte bald die Freude, die ersten Abiturienten zur Universität zu entlassen. Schnell freilich trat nach der hohen Begeisterung der Gründungszeit ein Rückschlag ein. Die Mittel der armen Kirchengemeinde reichten für die übernommene Aufgabe nicht aus, auch das 1741 eintretende preußische Regiment brachte nur geringe Hilfe, und als 1758 eine Feuersbrunst mit einem großen Teile der Stadt auch Kirche und Schule verzehrte, siechte die Anstalt jahrzehntelang kümmerlich dahin. Erst nachdem 1795 mit Hilfe des Staats in der Stadt ein neues Gebäude errichtet worden war, begann für die Schule eine Zeit glänzender Aufschwungs. Junge, frische und hochbegabte Männer, wie die Rektoren Fricke, Gründer und Morgenbesser, der bekannte Historiker und spätere Rektor der Realschule zum Heiligen Geist, brachten, von dem Oberkonsistorialrat Bail trefflich unterstützt, in wenigen Jahren die „Gelehrtenschule“ zu hoher Blüte. Auch die Leiden der Kriege, die zweimalige Belagerung, die französische Besetzung, die zeitweilige Verwendung des Schulgebäudes als Lazarett, vermochten den Aufschwung nur für kurze Zeit zu unterbrechen. Nach den Befreiungskriegen nahm sich endlich auch der Staat durch Zuwendung bedeutender Mittel der vielversprechenden Gemeindefschule an, und dem neuen Rektor Klopsch gelang es im Vereine mit den Vertretern des 1817 geschaffenen königlichen Kompatriats, die Organisation der seit 1812 als Gymnasium bezeichneten Anstalt vollständig auszubauen. 1820 wurde ein neues Gebäude auf dem noch heute benutzten Grundstücke bezogen. Je mehr der Staat die Befriedigung der wachsenden finanziellen Ansprüche auf sich nahm, desto mehr trat naturgemäß der Einfluß der kirchlichen Gemeindeorgane zurück, und von diesen selbst wurde zuerst der Gedanke ausgesprochen, daß es an der Zeit sei, das alte Band zwischen Schule und Kirche zu lösen und jene zur reinen Staatsanstalt zu machen. Nach langen Verhandlungen wurde 1834 die Verstaatlichung vollzogen. Dem Direktor Klopsch war es noch bis 1852 vergönnt, die Schule zu leiten und sich ihres Gedeihens zu erfreuen.

Tüchtige Männer wirkten neben ihm, so der originelle Rölller, für dessen Bedeutung nicht bloß die Erinnerungen seines Schülers Heinrich Laube, sondern auch seine lateinischen Dichtungen und seine kürzlich von dem Schlesischen Kunstgewerbemuseum angekauften Stammbücher mit künstlerisch und geschichtlich wichtigen Bleistiftzeichnungen Zeugnis ablegen. An die Stelle von Klopsch trat auf die Verwendung von Ludwig Wiese der hochbedeutende G. A. Kliz (1852—67), ein in der pädagogischen Welt bekannter Mann, der später als Provinzialschulrat in Berlin auf die Entwicklung unseres höheren Schulwesens, besonders in der Hauptstadt, großen Einfluß geübt hat. Ein 1866 beendeter Umbau schuf u. a. eine würdige Aula, bei deren Einweihung die persönliche Teilnahme des Ministers von Mähler einen besonderen Glanz verlieh. Unter Direktor Hasper (1867—90) erreichte die Frequenz der Anstalt eine solche Höhe, daß ihr künstlich gesteuert werden mußte. Nachdem das Gymnasium von 1890—98 unter der Leitung des plötzlich und vorzeitig verstorbenen Direktors Langen gestanden hatte, folgte 1899 Ostar Altenburg nach, ein schon in der Leitung zweier Schulen bewährter Pädagoge und durch zahlreiche pädagogische und philosophische Werke bekannter Schriftsteller. Mit der Niederlegung der Festungswerke, die Glogau so lange in seinem Wachstum zurückgehalten hatten, eröffneten sich wie für die Stadt im ganzen so auch für das evangelische Gymnasium im besonderen neue Entwicklungsmöglichkeiten. Den unablässigen Bemühungen des Direktors gelang es bei den Behörden, den Plan eines Neubaus draußen im Festungsgelände so weit zu fördern, daß seine Inangriffnahme demnächst zu erwarten ist. So kann die Anstalt ihr bevorstehendes Jubelfest in der frohen Hoffnung begehen, in absehbarer Zeit aus Dunkelheit und Enge in Licht und Luft vererbt zu werden und so an der Entfaltung der alten Festungsstadt zu neuer Blüte reichen Anteil zu gewinnen.

Muth

* * *

Das Fest wurde am 1. und 2. November begangen. Erschienen waren u. a. der Herr Oberpräsident Graf Jedlik-Trübschler, der Regierungspräsident von Liegnitz, Freiherr von Seherr-Thoß und Provinzialschulrat Dr. Thalheim, ebenso viele alte Schüler, darunter der frühere Staatssekretär des Innern Graf Posadowsky-Wehner. Die Feier wurde am Sonnabend durch einen zwanglosen Begrüßungsabend der alten Schüler im Ischammerhof eingeleitet, wobei vom geschäftsführenden Vorsitzenden des Komitees alter Schüler mitgeteilt wurde, daß die Sammlung für eine Jubiläumsgabe der alten Schüler bis jetzt im Ganzen 6500 Mk. ergeben hat, die zur künstlerischen Ausschmückung der neuen Aula verwendet werden sollen. Sonntag vormittag um 1/2 12 Uhr fand in der Kirche zum Schifflein Christi ein Festgottesdienst statt, bei dem Herr Superintendent D. Haupt aus Breslau die Festpredigt hielt. Im Anschluß an den Gottesdienst fand ein gemeinschaftlicher Gang zu den Gräbern der alten Lehrer statt, die durch Kränze geschmückt wurden. Nachmittag 4 Uhr begann im Stadt-Theater die Feltaufführung der Anstaltschüler. Nach einigen musikalischen Vorträgen wurde der fünfte Akt von Goethes „Phigeneie“ durch Primaner aufgeführt, und dann folgten einige musikalisch-deklamatorische Aufführungen. Abends 8 Uhr versammelten sich die Teilnehmer und die Ehrengäste im Waffensaal des Rathauses, wohin sie die Stadt Glogau zu einem Begrüßungsabend eingeladen hatte. Dann fand ein Fackelzug der Anstaltschüler statt. Vor dem Rathaus wurde ein imposanter Fackelreigen aufgeführt, wobei Herr Gymnasialdirektor Dr. Altenburg ein begeistert aufgenommenes Kaiserhoch ausbrachte. Am Montag vormittag fand ein Festaktus in der Kirche zum Schifflein Christi statt. Nach einigen Gesängen hielt Oberpräsident

Graf Jedlik und Trübschler eine kurze Begrüßungsansprache, worauf er folgende Ordensverleihungen verkündete: Direktor Dr. Altenburg der Kronenorden dritter Klasse, den Professoren Bordelle und Schäfer der Rote Adlerorden vierter Klasse. Erster Bürgermeister Dr. Svetbeer brachte die Glückwünsche der Stadt Glogau dar und teilte mit, daß die Stadt als Jubelgabe den Bauplatz für das neue Gymnasium geschenktweise überlassen und das alte Schulgebäude angekauft hat, um dadurch dem geplanten Neubau die Wege zu ebnen. Superintendent Ender beglückwünschte die Anstalt im Namen der Gemeinde zum Schifflein Christi und teilte mit, daß der Gemeinderat beschlossen hat, gleichfalls später zur Ausschmückung der neuen Aula beizutragen. Als Vertreter der alten Schüler hielt Graf Posadowsky-Wehner eine Ansprache mit der Verkündigung der Spende ehemaliger Schüler. Das hiesige katholische Gymnasium ließ durch seinen Direktor Dr. Diel eine Gratulationstafel überreichen, ferner überbrachten Glückwünsche: Landrat Singelmann als Vertreter der Kreisstände, Gymnasialdirektor Worthmann als Vertreter der Schwesteranstalt Schweidnitz, Generalleutnant und Divisionskommandeur von Haugwitz als Vertreter der Glogauer Militärbehörden und Landgerichtspräsident Dehler namens der Glogauer Zivilbehörden, sowie Gymnasialdirektor Goethe aus Stettin im Namen der alten Anstaltslehrer und Direktor Dr. Wolff im Namen der Glogauer städtischen Schulen. Die Festrede hielt Direktor Dr. Altenburg, in der er für alle Glückwünsche und Geschenke herzlich dankte und die Grundzüge darlegte, unter denen die Jugendbildung in der Anstalt vor sich geht. Er teilte ferner mit, daß eine besondere Spende noch für die kürzlich gegründete Rudervereinigung der beiden Glogauer Gymnasien eingegangen sei. Zum Schluß wurde das große Halleluja aus dem Oratorium „Der Messias“ mit Orgelbegleitung vorgelesen. Nachmittags fand ein Festessen statt, abends ein Festkommers.

Das Husaren-Regiment Graf Göken (2. Schlesisches)

Nr. 6 feierte am 14. November sein 100jähriges Bestehen. Es ist aus den Resten tapferer Regimenter aus der glorreichen Zeit Friedrichs II. gegründet worden, u. zw. am 19. Februar 1809, doch datiert die an den Rgl. Flügeladjutanten Oberstleutnant Graf Goeßen gerichtete Kabinettsordre Friedrich Wilhelm III. vom 21. November 1808. Die ersten Garnisonen waren für Stab und 1. Eskadron: Frankenstein, 2. Eskadron: Striegau, 3. Eskadron: Münsterberg, 4. Eskadron: Nimpsch. Der erste Kommandeur war Major von St. Paul. In den Befreiungskriegen fochten die 1. und 2. Eskadron bei Bautzen, Dresden und Leipzig, die 3. und 4. Eskadron bei Gr.-Görschen und Gr.-Beeren und in dem Gefechte bei Langensalza, in dem 3 Kanonen und 2 Haubitzen erobert wurden; endlich auch bei Leipzig; 1814 fochten die 1. und 2. Eskadron in den Schlachten bei La Rothière, Laon und Ligny, im folgenden Jahre kämpfte das ganze Regiment bei Belle-Alliance mit. Als Auszeichnung wurde dem Regimente eine Standarte, geschmückt mit dem Bande der Kriegsdenkmedaille von 1813—15, verliehen. Bis 1819 blieb es in Frankreich bei der Besatzungsarmee und kehrte unter dem Namen 6. Husaren-Regiment (2. Schlesisches) nach Schlesien in neue Garnisonen zurück: Stab und 2. Eskadron: Neustadt, 1. Eskadron: Grottkau, 3. Eskadron: Ober-Glogau, 4. Eskadron: Leobschütz. Die 5. Eskadron wurde 1860 gebildet und kam nach Ziegenhals. Die 1. Eskadron wurde 1867 nach Leobschütz verlegt und die 5. Eskadron zur Neuformation des 3. Schlesischen Dragoner-Regiments Nr. 15 abgegeben, doch alsbald wieder neu geschaffen. Im Kriege gegen Frankreich überschritt das Regiment unter Führung des Oberstleutnant von Cravenitz im Verbands der 2. Kavallerie-Division der III. Armee den Rhein. Es nahm an den

Schlachten Sedan und Orleans und an den Treffen von Coulmiers, Waiges und St. Léger teil. Am 10. Juni 1871 erhielt das Regiment seinen jetzigen Chef, Seine Kaiserl. Hoheit Großfürst Alexis Alexandrowitsch von Rußland. Durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 27. Januar 1889 wurde das Regiment zum Andenken an seinen Begründer „Jusaren-Regiment Graf Goetzen (2. Schlesisches) Nr 6“ genannt. In demselben Jahre wurde es auch mit Lanzen ausgerüstet, und die Schwadronen in Neustadt und Ziegenbals wurden ebenfalls nach Leobschütz versetzt, endlich kam 1894 die Schwadron aus Ober-Slogau nach Ratibor.

Zum 100jährigen Jubiläum des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm II. (1. Schlesisches Nr. 10)

Aus Blut und Eisen bist Du hart geschmiedet,
In Preußens schwerster Duldzeit geboren!

Noch schrieb des Korps sieggewohnte Hand
Wie selbstverständlich Eilsits Friedenswünsche,
Da würdest Du aus kriegszersehten Trümmern
Zu „König Friedrich Wilhelms“ Regiment.
Und als die Ordre aus Berlin befahl:
„Das erste Regiment nach Schlesien!“
Als stolz die neugeschaffnen Bataillone
Vor Festung Neisse, Brieg und Cosel standen,
Da ließ der Bürger hinterm Ladentisch,
Der Bauer, der die harte Scholle brach —
Sie alle ließen ihre Arbeit liegen
Und holten ihre Grenadiere selbst
Mit hellem Jubel in die alten Städte . . .

Vier Jahre gingen still durchs Preußenland.
Da sah in ersten jungen Märzestagen
Der Landmann früh, als er zur Arbeit schritt,
Die Sonne blutig sich im Osten heben
Und tiefen purpurroten Flammenschein
Auf letzte weiße Wintertücher breiten.
Fast zögernd kroch die Nachricht durch das Land:
Napoleon befiehlt mit Rußland Krieg,
Und wir, wir Preußen, haben ihm zu folgen! —
Warum zerbrach der Pflug in harter Faust? —
Warum erklang so schwer aus allen Schmieden?
Warum ergriff des Königs Grenadier
Nur murrend seine alte liebe Waffe? —

Doch still! Kein Wort! Noch ist's nicht an der Zeit!
Major von Carnall und ein Bataillon,
Durchs Los bestimmt, marschierten nach der Grenze,
Wo sich das Preußenkorps versammelte.
Beim Ueberschreiten brach aus frischen Kehlen
Ein helles Hurra auf den Preußenkönig.
Und als das Korps zum Schutz der Grenze blieb,
Als Frankreichs Garden in dem Land ertranken,
Das uferlos sich in die Oede dehnte,
Da stieg der Sonne Flammenzeichen hoch,
Bis jäh die Glut in Moskaus Tore fiel.
Nachzitternd sahen letzte müde Flammen
Ein fahles Antlitz und ein totes Heer — — —

Doch als die erste junge Morgenröte
Die Siegerhände über Preußen hielt,
Da ruhte wiederum der Pflug im Land,
Da klangen wieder alle Schmiedehämmer,
Da griff ein ganzes Volk zum treuen Eisen.

Der Frühling kam und zog durch alle Herzen.
Und unter seiner Bäume Blütenregen,
Im lichten Glanz des blauen Maienhimmels,
Verjagten unsere langen Grenadiere
Den Unterdrücker jubelnd aus Grosch-Görschen.
Hoch schritt dem ersten Bataillon voran
Fährlich von Rahlben mit der neuen Fahne.

Doch als der Abend früh die Schleier wob
Und seine Nebel aus den Gründen führte,
Da fielen langsam weiße Blütenblätter
Auf manchen lieben, treuen Kameraden. —
Und weiter ging es siegend Schritt für Schritt
Bis vor Paris und bis zum ersten Frieden.

Doch kaum gerastet, stieg der Korps wieder
Mit neuen Truppen aus dem Nichts empor
Und warf die Fackel lodern nach dem Rhein.
Der alte Blücher lachte, stieg zu Pferde,
Gab Wellington sein echtes Preußenwort
Und kam durch Nacht und Regen ihm zu Hilfe.
Belle-Alliance!

Am fernen rechten Flügel
Focht in zwei Treffen unser Regiment,
In erster Linie die Füsiliere.
Und mit gefälltem Bajonett gings vorwärts
Und Kleist und Monsterberg und Dorengowski,
Bentheim und Poser bleiben unvergessen!

Dann kam der Friede! Licht im goldnen Kranz.
Mühsam erwachte ein verschlafnes Lied . . .
Erst leise, lauter dann, bis Jubelstürme
Das freie, stolze Preußenland durchbrauseten. —
Noch einmal rollten dumpfe, schwere Salven
Durch Schlesiens neu erblühte Wiesengründe,
Als trauernd unser I. Bataillon
Den Marschall Vorwärts in die Gruft gesenkt.

In neunundvierzig langen Friedensjahren
Hat unser altes 10. Regiment
In Breslau, Schweidnitz, Reichenbach gestanden,
Bis gegen Dänemark der König rief.
Und dann zum Kampf nach Oesterreichs nahen Grenzen.
Durch Judmantel gings vor bis Königgrätz,
Um wie bei Belle-Alliance zur rechten Zeit
Mit frischen Kräften alte zu ersetzen.
Und blieben auch zwei jüngste Leutnants tot
Und vierundzwanzig brave Grenadiere —
Der Sieg war unser, und als Siegespreis
Ein großer Teil erobertes Geschütze.

Doch rastlos flog der schwarze Preußenaar
Noch einmal westwärts nach dem welschen Land,
Und Chevilly, Choisy le Roy,
Und unsere Toten stehen erzgegossen
In der Erinnerungen goldnen Blättern.

Auf hundert stolze makellose Jahre
Blickt heute unser Regiment zurück,
Und sieht in aller Treue nach dem Throne
Und bringt von neuem seine Huldigungen!

Hans Herbert Ulrich

Bildungswesen

Bei der Breslauer Universität wurde am 22. Oktober im Musiksaale die feierliche Verpflichtung der in den Tagen vom 15. bis 21. Oktober immatrikulierten 133 Studierenden durch den Rektor im Beisein der Immatrikulationskommission statt. Unter den Verpflichteten befanden sich die ersten fünf Studentinnen.

Berkehr

Zobtenbahn. Es hat sich am 14. Oktober in Breslau ein Komitee gebildet behufs Ausbau der Zobtenbahn als Vollbahn.

Eine Schnellzugsverbindung Wien—Görlitz—Berlin wird von den interessierten Orten Görlitz und Reichenberg erstrebt. Zu diesem Zwecke fand am 19. Oktober eine Versammlung von Interessenten in Görlitz statt, die die nächsten Schritte bald zu unternehmen beschloß.

Denkmäler

Philo vom Walde soll in Breslau — voraussichtlich in den neuen Zieranlagen am Waschteiche, in der Nähe der Pestalozzi-Schule, in der er als Lehrer gewirkt hat — ein Denkmal errichtet werden. Die städtische Verwaltung hat hierzu bereits ihre Einwilligung erteilt. Schon vor längerer Zeit hat sich ein Komitee gebildet, dessen Mitglieder dem Dichter freundschaftlich nahe gestanden haben und die sich nun in einem Aufruf an ihre Landsleute mit der Bitte wenden, Beiträge zum Denkmalfonds zu zeichnen. Wir sind gern bereit, Spenden dafür entgegenzunehmen und : wünschen dem Dichter der „Leutenot“ ein würdiges Denkmal.

Ein Kaiser Friedrich

Denkmal ist am 18. Oktober in Striegau enthüllt worden. Es fand mittags ein Festzug mit 40 Fahnen statt. Die Festmusik stellten die Kapellen des Inf.-Regt. Nr. 154 aus Jauer und das 8. Dragoner-Reg. aus Oels, sowie die beiden Stadtkapellen. Ein Männerchor, unter Leitung des Kantors Schubert, eröffnete die Feier mit der Beethoven'schen Hymne: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, worauf Bürgermeister Preuß die Festrede hielt. Dann erfolgte unter den Klängen der von den beiden Militärkapellen gespielten Nationalhymne die Enthüllung des Denkmals, welches sodann Landrat Freiherr von Nischhofen im Auftrage des Komitees der Stadt übergab. Der Männerchor sang das von Kantor Schubert zur Feierkomponierte Kaiserlied: „Erschalle laut, mein Jubel sang“, und die Infanteriekapelle spielte das „Niederschlesische Dankgebet“ von Kremser. Während sich die Kriegervereine und Korporationen zum Vorbeimarsch ordneten, spielte die Dragonerkapelle den Reitermarsch des Großen Kurfürsten, worauf der Regierungs-Präsident die anlässlich der Denkmalserrichtung erfolgten Auszeichnungen überreichte. Nach der Enthüllungsfest fand im Hotel „Deutscher Kaiser“ ein Festessen von 150 Gedecken statt, bei welchem Landrat Frhr. v. Nischhofen den Kaisertoast ausbrachte und Regierungspräsident v. Holwede in einem Toaste aller derer gedachte, die sich um die Errichtung des Denkmals verdient gemacht haben. Das Denkmal hat eine Höhe von etwa 2,50 Meter. Auf einem in den Kulmiz'schen Granitwerken hergestellten Postament aus Granit steht das 2,50 Meter hohe Standbild, welches Kaiser Friedrich III. in Waffenrock ohne Mantel mit Feldmütze und Feldstecher darstellt und von der Firma

Gladenbeck & Sohn in Friedrichshagen in Bronze gegossen worden ist. Die Stadt hat für das Denkmal einen auf der Promenade an der Jauerstraße dicht am Ringe gelegenen Platz für 8000 Mk. angekauft, dessen gärtnerische Ausschmückung der Kreis übernommen hat.

Persönliches

Sein 50jähriges Doktorjubiläum beging am 21. Oktober Geh. Sanitätsrat Dr. Jaenisch in Wölfelsgrund. Er stammt aus Parchwitz, war 30 Jahre Arzt in Jauer, gründete dann in Wölfelsgrund das Sanatorium, das 1898 260 Kurgäste und gegenwärtig 800 aufweist.



cop. Phönix-Verlag, Breslau u. Rattowitz phot. Ernst Geister in Striegau
Kaiser Friedrich Denkmal in Striegau
von Professor Ernst Seger

Verteilung japanischer Orden an Schlesier.

Der Kaiser von Japan hat dem Kommandierenden General des 6. Armeekorps, von Woyrsch, das Großkreuz des Verdienstordens der aufgehenden Sonne verliehen, ferner das Groß Offizierkreuz des Ordens des heiligen Schazes dem Generalleutnant z. D. Jordan (zuletzt Kommandeur der 21. Infanteriebrigade, Schweidnitz) und dem Major Frhr. v. Eichendorff im Füsilier-Regiment : Generalfeldmarschall : Graf Moltke, Nr. 38 (Glatz). Die Ordensauszeichnung dürfte darauf zurückzuführen sein, daß an den Manövern 1907 beim 6. Armeekorps ein General, ein Major und ein Hauptmann der japanischen Armee teilnahmen.

Feldprobst Richter.

Der am 12. Oktober in Hirschberg verstorbene frühere evangelische Feldprobst der Armee D. Richter war seit langer Zeit der erste und gegenwärtig der einzige evangelische Geistliche in Preußen mit dem Charakter als Wirklicher Geheimrat. Die kaiserliche Familie, bei welcher der Verstorbene in hohem Ansehen stand, hat ihn wiederholtaus gezeichnet

So widmete ihm die Kaiserin Augusta ein silbernergoldenes Kreuz mit Kette, welches D. Richter am 8. Mai 1889 bei der Fahnenweihe in Potsdam zum ersten Male anlegte. Kaiser Wilhelm II. brachte ihm von seiner ersten Nordlandsfahrt ein antikes goldenes norwegisches Kreuz mit, das der Jubilar im September 1889 bei dem Feldgottesdienst auf dem Waterloo-Platz in Hannover zum ersten Male getragen hat. Die beiden Kreuze hatten die Bestimmung, abwechselnd bei feierlichen Handlungen, die der Feldprobst im Salar oder im Dienstroch abzuhalten hat, getragen zu werden. Anlässlich seines 25jährigen Jubiläums als Militärgeistlicher vereehrte die gesamte Militärgeistlichkeit dem Feldprobst als Jubelgabe einen

silbernen auf einem Eichenstamme ruhenden Pokal, verziert mit den drei Kaisermonzen und der Kaiserkrone nebst Widmung. Am Ordensfeste 1892 wurde der Feldprobst mit dem Roten Adlerorden 2. Klasse dekoriert. 1901 erhielt er den Stern zu diesem Orden und 1904 den Kronen-Orden 1. Klasse. Im Winter 1870/71 war er damaliger Divisionspfarrer bei dem großen Hauptquartier in Versailles, wo er auch der Kaiserproklamation beiwohnte; er kehrte mit dem Eisernen Kreuz am weißen Bande als Divisionspfarrer der 11. Division zurück. Im Mai 1905 nahm er seinen Abschied, um sich auf seine Villa in Schreiberhau zurückzuziehen.

Kanonikus Dr. theol. Wilhelm Flässig verschied nach langen, schweren Leiden am 17. Oktober. Der Verstorbene war geboren am 22. Juli 1841 zu Oppersdorf, ordiniert am 27. Juni 1867. Nach dem er in Jauer und Ziegenhals als Kaplan tätig gewesen war, wurde er 1869 Religionslehrer am Gymnasium in Neustadt O.-S. Hier hatte er schwere Kämpfe wegen des damals unter dem Lehrerkollegium der Anstalt herrschenden Ultrakatholizismus durchzumachen. Gern gehört wurden in dieser Zeit seine Predigten wie seine Vorträge im Katholischen



Volksverein. 1884 wurde er Pfarrer in Ziegenhals. Von dort berief ihn 1894 sein Bischof in das Domkapitel zu Breslau. Er übernahm hier die Leitung des Klerikalseminars, dessen Rektor er bis zum Jahre 1904 gewesen ist. Außerdem war er Rat des General-Vikariat-Amtes beim Konsistorium I. Instanz, Kommissarius für die Revision des Religionsunterrichtes an den höheren Lehranstalten, den Lehrer- und Lehrerinnenseminarien und Präparanden und Kurator des Ursulinerinnen-Klosters zu Freiwaldbau. Vom König wurde ihm der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen.

Professor Rudolf Thoma ist am 20. Oktober gestorben. Rudolf Thoma entstammte einer schlesischen Lehrersfamilie und wurde am 22. Februar 1829 zu Lehschwitz bei Steinau a. O. geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde er Schüler des Bunzlauer Waisenhauses und bereitete sich später in Alt-Raudten fürs Lehrerseminar vor. Nachdem er in Bunzlau die Lehrprüfung bestanden hatte, wirkte er zwei Jahre an der Mädchenschule zu Sagan, folgte aber darauf seinem inneren Berufe für die Musik und trat als Studierender der Musik in das königliche Institut für Kirchenmusik in Berlin, später in die königl. Akademie der Künste ein, wo er 4 1/2 Jahre den Unterricht von Kullak, Grell und anderen vortrefflichen Meistern der Tonkunst genoß und von der Akademie der Künste zwei Preise erhielt. 1857 wurde er als Kantor an die Gnadenkirche zu Hirschberg

i. Schlesien berufen, von wo aus er 1862 als Kantor bei St. Elisabeth in Breslau, Dirigent des gleichnamigen Kirchenchores und Gesanglehrer am Elisabeth-Gymnasium und am Realgymnasium zum Zwinger berufen wurde. 1869 gründete er den nach ihm genannten Thomaschen Chorgesangverein, der 1875 in die Hände des Pianisten Buß überging, da Thoma das ehemalige Scholze'sche Musikinstitut übernahm, das er 1883 zum „Breslauer Konservatorium der Musik“ umwandelte. Den Kirchenchor zu Elisabeth brachte er auf eine bedeutende Höhe künstlerischer Leistungsfähigkeit. 1870 bekam er den Titel „Königlicher Musikdirektor“, 1891 den Titel „Königlicher Professor der Musik“, 1902 den Roten Adler-Orden 4. Klasse und 1907 den Kronen-Orden 3. Klasse. Seine größeren Werke sind die Oratorien: „Moses“ und „Johannes der Täufer“, ferner ein „Ledeum“ für Solostimmen, Chor und Orchester. Größere weltliche Werke von ihm sind die Opern: „Helga“, „Zene“ und „Arnelba“, letztere anlässlich eines Preisausschreibens bei der Chicagoer Weltausstellung komponiert und prämiert, sowie „Der Mönch vom Kreuzenstein“.

Chronik Oktober

14. Auf der Königsgrube in Tarnowitz brach heut vormittag Feuer aus; gefährdet waren 200 Mann, tot sind ein Steiger und zwei Häuer; 16 Pferde sind erstikt.

15. Heut beginnt die Grünberger Weinlese. Der Heurige verspricht infolge der sonnigen Herbsttage eine qualitativ gute Ernte. Für 500 Pfund werden 63—68 Mk. bezahlt.

17. In Breslau findet die Hauptversammlung des Provinzialverbandes Schlesien des Deutschen Flottenvereins statt. Die Zahl der Kreis- und Ortsgruppen beträgt 113, die der Mitglieder 12—13 000.

In Rattowitz erkrankt ein Heizer an Choleraverdächtigungen.

18. Zentenarfeier des Grenadierregiments Nr. 11 in Breslau.

19. Bei 3° C bis —10° C fiel im Riesens- und Hsergebirge der erste Schnee.

20. Auf dem Franzschacht der Brandenburggrube verunglückten 5 Mann schwer, indem sie von einer zusammenbrechenden „Verbauung“ verschüttet wurden.

21./29. Provinzialsynode in Breslau.

21. Heut Schneefall in ganz Schlesien, in den Gebirgen Schneetreiben.

25. Der Ballon „Schlesien“ stieg heut mittag 1 1/2 Uhr in Hirschberg auf und landete 5 1/4 Uhr glatt in Starkow bei Berlin.

Die Toten Oktober

12. Feldprobst a. D. D. Richter, Hirschberg, 66 Jahre.

13. Rittergutsbesitzer Dr. A. Zedler, Satteldorf.

14. Subdirektor G. F. Müller, Breslau, 73 Jahre.

15. Fabrikbesitzer Hugo Arndt, Kreuzburg O.-S.

16. Bergwerksdirektor Hugo Koesfner, Gottesberg, 45 J.

17. Sanitätsrat Dr. med. Feodor Rimann, 74 Jahre.

17. Domkapitular Dr. Wilhelm Flässig, Breslau, 67 Jahre.

18. Pfarrer Joseph Tiege, Schosniz, 56 Jahre.

18. Fabrikbesitzer Alexander Niedlich, Breslau, 52 Jahre.

19. Pfarrer Andreas Schwieder, Siemianowitz-Laura-

hütte, 63 Jahre.

20. Julius Kobel, Liegnitz 68 Jahre.

Professor Rudolf Thoma, Breslau, 79 Jahre.

Generalarzt a. D. Dr. Gustav Weber, Slogau, 83 J.

21. Dr. med. Richard Mittmann, Brieg.

Landesältester Eugen von Lude auf Gr.-Kloden, 78 J.

23. Lehrer Wilhelm Henfel, Breslau, 62 Jahre.

Sanitätsrat Carl Dittrich, Breslau, 78 Jahre.

24. Gräfin Antonie v. Pfeil und Klein-Ellguth, geb.

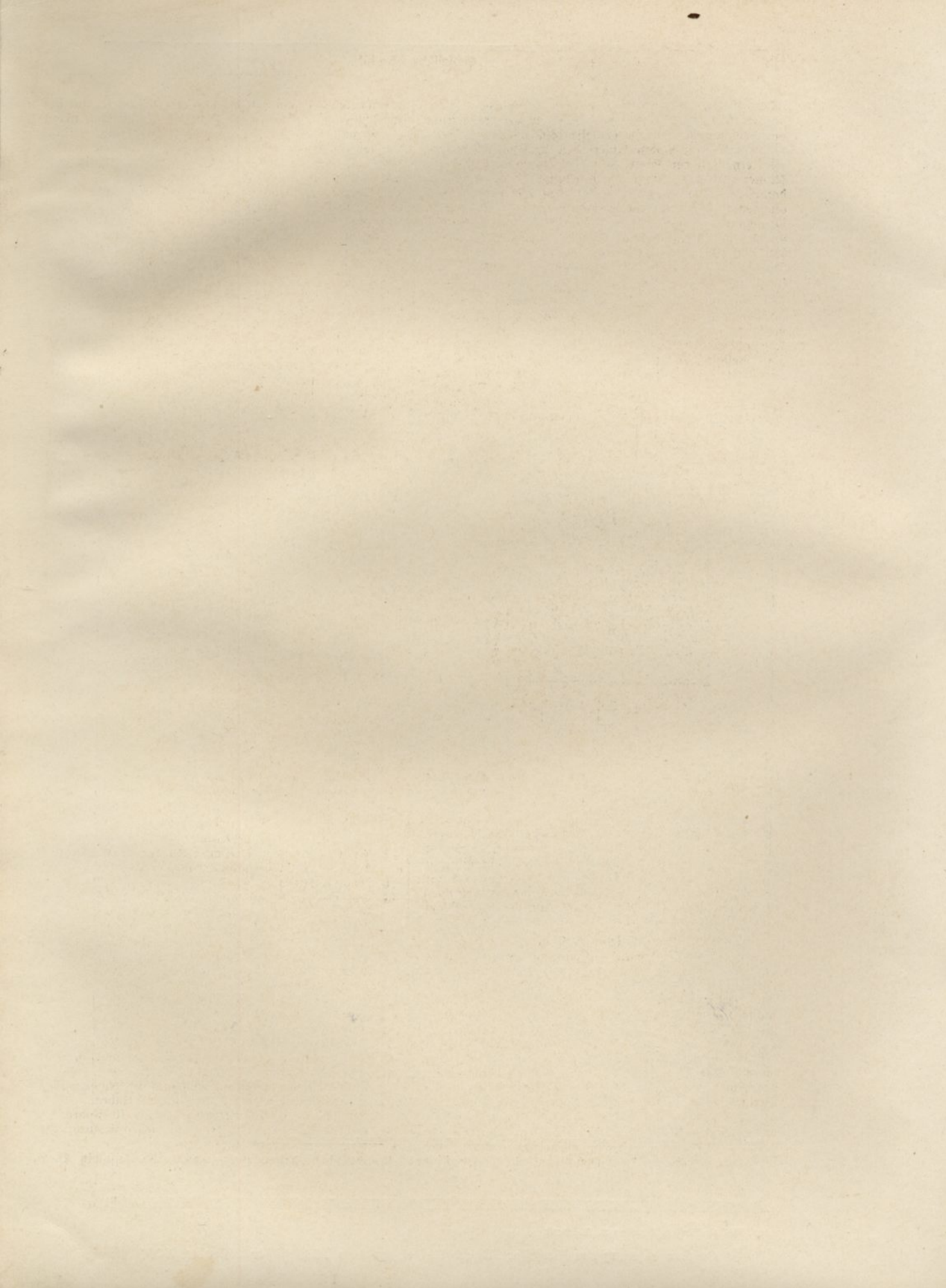
Gräfin Breßler, 80 Jahre.

26. Domänenpächter Hugo Kirsch, Kl.-Lassowitz O.-S.



cop. Phönix-Verlag, Breslau u. Kattowitz

Originalzeichnung von Professor Richard Knödel aus dem „Schlesischen Kalender 1909“





Martini

Von Otto Roischwitz in Berlin

Der 11. November ist der Tag des heiligen Martin. Bewußt oder unbewußt stellen sich an diesem Tage Tausende unter des Heiligen Mantel, opfern Gans und Horn, brennen Lichter an, entfachen Feuer, beschenken die Armen, überraschen Freunde, schrecken oder belustigen die Jugend und trinken Martin zu Ehren einen guten Tropfen.

Auch in unserer Provinz stoßen wir allenthalben auf Martin. Während der Landesheiligen Schlesiens, der heiligen Hedwig, nur 72 Kirchen geweiht sind, ist Martin Patron von 84 Gotteshäusern. Er steht unter den 55 männlichen Schutzheiligen an dritter Stelle und wird, nur von Michael (88) und St. Nikolaus (110) übertroffen. Besonders oft vertreten ist er als Kirchenpatron in Orten der Kreise Teschen, Neiße, Grottklau, Münsterberg, Schweidnitz, Neumarkt, Wohlau, Hirschberg, Jauer, Liegnitz, Slogau und Gubrau. Jauer führt den Schirmherrn seiner Pfarrkirche auch im Stadtwappen. Häufig tritt Martin in Ortsnamen (Merzdorf, Martinwaldau, Mertschütz, Merschwitz, Mersinc) häufig als Vor- und Familiennamen auf. Ganz besonders aber hat sich die Erinnerung an Martinus in schlesischen Volksbräuchen erhalten. Am Martinstage erscheint die Gans auf der Mittagstafel, an Martini beschenken mancherorten die Schulkinder ihre Lehrer, schmücken das Schulzimmer mit Grün und zünden Räucherkerzen oder Lichter an. Nirgends

darf das Martinshorn oder, wie es im Gebirge und der Lausitz heißt, das Mertenhorn fehlen.

Daß Martin in Schlesien so wirksam werden und bleiben konnte, mag merkwürdig erscheinen; denn der Heilige ist für unsere Provinz ein Fremdling. Ihn, den aus Panonien stammenden römischen Offizier, verschlugen die Kriegsstürme nach Frankreich. In Tours war es, wo er durch die Mantelteilung unbewußt seinen Nachruhm begründete. Bald darauf quittierte er den Kriegsdienst, zog nach der Heimat und landete endlich nach kummervoller Reise wieder in Gallien, wo er 401 als Bischof gestorben ist. Er, der Schutzheilige Frankreichs, die „Sonne Galliens“, hat also nie seinen Fuß auf schlesischen Boden gesetzt. Als Landesheiliger Schlesiens, wie es Nepomuk für Böhmen, Adalbert für Posen ist, kann Martin daher nicht angesprochen werden.

Wie ist es nun zugegangen, daß gerade Martin in Deutschland, insbesondere in Schlesien, nicht nur in der Kirche, sondern auch im Volkstum so tief wurzeln konnte?

Martinus ist von Gallien aus rasch in der Rheingegend und von dort aus weiter in Deutschland bekannt geworden. Es ist kein Wunder, daß gerade dieser Kriegsmann, der in so vielen Zügen an Wodan erinnerte, ebenso wie Michael und St. Georg, bei den Deutschen außerordentlich beliebt wurde. Ganz besonders verehrte man ihn in den Bistümern Mainz und Utrecht. Am

Gotisches Relief
St. Martinus

am Hauptportal der
Pfarrkirche in Zauer



cop. Phönlz-Verlag,
Breslau u. Rattowitz

phot. S. Baum
in Zauer

Rhein und Main, in Hessen, der Rheinprovinz, Oberbayern, der Schweiz und im Elsaß sind ihm viele Kirchen geweiht. Die Stadtwappen von Bingen, Lorch, Zons a. Rh., Ems, Almoeneburg, Neustadt i. Hessen, Ammerschweiler im Elsaß zeigen seine Gestalt. Ebenso finden wir ihn in den Wappen mancher Orte der Schweiz, Oberbayerns (Oberdorf, Garmisch) Westfalens, Thüringens und der Provinz Sachsen, während er andern Landschaften gänzlich fehlt.

Wenn wir nicht aus dem Vergleiche der Mundarten, den Flur- und Orts- und Personennamen, der Anlage der Ortschaften und Feldmarken der Herkunft unserer Kolonisten nachgehen könnten, so würden uns oft die Heiligen die Wege leiten, auf denen wir die Spuren von der Herkunft unserer Ahnen zu finden vermöchten. Mit der nach Osten vordringenden Kolonisation ist auch Martinus nach den Ostmarken gewandert. Aus Hessen, Franken und Thüringen, vom Main und Rhein her, sind vom 12.—14. Jahrhundert Ansiedler gekommen, die Schlesien germanisiert haben. Dieser deutschen Einwanderung, die mit der Gründung des Klosters Leubus einsetzt, war eine gallische, wallonische Einwanderung vorausgegangen. Sowohl diesen als auch jenen Kolonisten stand Martin besonders nahe. Die ersten Besitzungen des Klosters Leubus lagen im Breslauer, Ohlauer, Strehleener und Zauerischem Gebiete. Wir treffen daher Martin in

Zauer und Ohlau je zweimal, im Breslauer Kreise dreimal als Kirchenpatron. Deutsch waren im 13. Jahrhundert die Städte am Gebirge vom Queis bis Leobschütz und auch in andern Orten, wie z. B. in Ratibor, überwog das Deutschtum. Im Kreise Neumarkt ist Martin Kirchenheiliger von 4 Ortschaften. Nach Neumarkter Recht wird 1268 Grottkau eingerichtet. In diesem Kreise gibt es 5 Martinskirchen. Wenn wir aus dem häufigen Auftreten Martins auf das Vorhandensein kräftigen Deutschtums schließen dürfen, so wird auch dadurch bestätigt, daß in Oberschlesien der deutsche Einfluß nach der Kolonisation bedeutend gewesen sein muß. Außer in Grottkau tritt nämlich Martin in den Kreisen Teschen und Neustadt je viermal, in Oppeln zweimal, in Ratibor dreimal und in 9 andern oberschlesischen Kreisen je einmal als Kirchenpatron auf.

Auch über Schlesien hinaus, in Böhmen und Oesterreich, faßte der Heilige Fuß. In Steiermark begegnen wir ihm 1310 als Patron der Pfarrkirche und im Wappen von Hartberg. Ebenso zeigt ihn das Stadtwappen von Grochow-Teinitz im Pardubitzer Kreise in Böhmen. In späterer Zeit kommt der Heilige auch in Familienwappen in Aufnahme, so 1690 im Siegel des Bürgers Martin zu Wien, in Siegel bayrischer Bürger und im Wappen des Bischofs Vitezich von Veglia, einer zu Dalmatien gehörigen Insel.

Ziemlich gleichartig in den großen Zügen, wenn auch sehr verschieden in Einzelheiten, ist die Darstellung Martins. Alte Kirchenbilder, Reliefs, Wappen und Siegel zeigen den Heiligen als Ritter, hoch zu Ross mit wallendem Mantel, wie er für den Hilfe flehenden Bettler, der meist von den Bildnern recht stiefmütterlich, in der Komposition ungeschickt und äußerst verschiedenartig behandelt ist, ein Stück seines Mantels mit dem Schwerte abschneidet. Diese Auffassung scheint durchaus unhistorisch zu sein.

Der Bericht, den Sulpicius Severus, Martins Freund und Biograph, von der Mantelteilung gibt, deutet daraufhin, daß Martin zu Fuß war. Er hatte zu Amiens sein Winterquartier. Bei dem ungewöhnlich strengen Winter herrschte unter der Bevölkerung große Not, die Martin nach Kräften zu lindern suchte. Infolgedessen litt er selbst Mangel. Im Januar des Jahres 354 wollte er durch das Stadttor gehen.*) Da sah er den frierenden Bettler und schnitt von seinem leichten, viereckigen Kriegsmantel die Hälfte ab.

Selbst aber, wenn wir annehmen, daß Martin durch das Tor geritten sei, so dürfte er doch wohl zu dem Geschäfte der Mantelteilung abgestiegen sein. Wenn nun die Darstellungen allenthalben den Heiligen zu Pferde zeigen, so darf das aus naheliegenden Gründen nicht auffallen. Vor allen Dingen gelang es dadurch dem Künstler, die Hauptperson in den Vordergrund zu stellen, den Heiligen imponierender wirken zu lassen. Im Herzen der Deutschen lebte beim Anblick des Schimmelreiters der alte, liebe Wodansgedanke wieder auf und der Heilige mit Ross und Mantel grüßte sie wie ein Vertrauter aus alter Zeit.

Aus dem Soldaten Martin ist zuweilen ein Heiliger, zuweilen ein Bischof geworden. So sehen wir ihn auf einem alten Stadtsiegel Jauers aus dem 13. Jahrhundert mit dem Heiligenschein, auf einem andern aus späterer Zeit mit dem Fürstenhut. Bischof ist er im Wappen von Heiligenstädt im Eichsfelde. Auch hier sitzt er zu Pferde.

Nur zweimal finde ich ihn unter den mir vorliegenden 18 Ortswappen ohne Ross, nämlich im Wappen von Oberdorf (Marktflecken in Oberbayern) und von Martinsdorf (Merzdorf), einer nicht mehr festzustellenden Gemeinde. Während jenes den Heiligen auf einem Postament stehend führt, bringt ihn dieses andachtsvoll knieend. Es ist außerdem von besonderer Eigentümlichkeit, weil es neben Bischofsstab und Mitra eine Gans enthält. Von allen mir bekannt gewordenen Wappenbildern ist es das einzige, welches die Gans mit dem Heiligen verbindet. Im Volksleben wird dagegen schon sehr früh und oft Martin in Beziehung zu dem Vogel gesetzt. So schickt Othelrich von Swalenberg der Abtei Corvey zum Feste des heiligen Martin 1171 eine silberne Gans. Eine Gans sitzt auf dem Dache der Martinskirche zu Worms. Gänse sandte die Judengemeinde Preßburgs durch eine Deputation in jedem Jahre zum Martinstage an den Wiener Kaiserhof.

Ursprünglich hat Martin aber mit der Gans gar nichts zu tun, und wenn bei uns und anderwärts an seinem Tage die Vögel gegessen werden, wenn man dabei den neuen Wein probiert, Bürger und Bauern es sich bei den Martinschmäusen wohl gehen lassen, so entspricht dieser Brauch durchaus nicht dem Wesen



Stadtwappen von Jauer

*) Dr. H. Reinkens, Martin von Tours, der wundertätige Mönch und Bischof. Breslau 1866. S. 20, 21.

Die Abbildung des Stadtwappens von Jauer auf dieser Seite stammt aus Hupp, Wappen und Siegel der deutschen Städte, Heft 2, die des Stadtsiegels von Jauer auf Seite 116 aus Roschwig, Jauer, (Verlag Oscar Sellman).

des Heiligen. Martinus war in Speise und Kleidung äußerst genügsam, so bescheiden, daß viele Kleriker ihn seiner Einfachheit wegen nicht zum Bischof haben wollten. Dennoch holte ihn am Tage der Wahl das Volk aus dem Versteck, in das er demütig sich verborgen hatte. Hier setzt nun die einer späteren Zeit entstammende Ganslegende ein. Mit Anlehnung an die Sage von den kapitolinischen Gänsen entstand die Erzählung, daß das Martinus-Versteck durch Gänse verraten und dadurch seine Wahl zum Bischof ermöglicht worden sei. Diesen Vorgang scheint das oben erwähnte Martinsdorfer Wappen darstellen zu wollen. Eine andere Ueberlieferung behauptet, daß bei Martins Begräbnis von 2000 Mönchen eine große Anzahl Gänse zum Leichenschmause verzehrt worden sei.

Diese durchaus unhistorischen Berichte, entstanden in späterer Zeit, können für die Erklärung des Brauches, Gänse am Martinstage zu essen, nicht in Frage kommen. Wir haben in dieser Sitte vielmehr wieder ein Sichvereinigen von heidnischem und christlichem Kultus zu erblicken. Die christlichen Missionare versuchten mit großer Klugheit, den Kultus der heidnischen Götter durch Verehrung von Heiligen, welche Analogieen boten, zu verschmelzen. Alte Bräuche, wie das heidnische Erntedankfest wurden mit christlichen Einrichtungen verknüpft. So hat man das dem Wodan, als dem Erntespender, geweihte Herbstdankfest, bei dem der neue Wein probiert, die erste Gans geschlachtet wurde, zum Martinstage gestempelt.

Nach der Kirchentrennung brachte man in Böhmen das Essen der Gans mit Huß in Verbindung. Ähnliche Umdeutungen hat die Sitte des Lichtanbrennens am Martinstage erfahren. Martinus wird ebenso wie Wodan als Herr über das Feuer, aus dem er nach dem Bericht seines Biographen oft unverfehrt hervorging, und als Schutzherr der Ernte, die er vor Hagel bewahrte, gepriesen. Ihm zu Ehren wurden daher Lichter angesteckt. Diese Sitte hat man auch in protestantischen Gegenden beibehalten, nur daß man jetzt das Licht in übertragenem Sinne ausdeutet und Luther, der, am Martinstage getauft, den Namen des Heiligen erhielt, als den Bringer des neuen Lichtes, als den Lichtfreund preist:

„Martin war ein braver Mann,
Brennt so viele Lichter an,
Daß er oben sehen kann,
Was er unten hat getan.“

„Wir zünden uns're Lichter an,
Dem Martinus zu Ehren,
Dem Lichtfreund und dem Glaubensmann
Und niemand soll's uns wehren.
Schönes, helles Martinslicht,
Helle sollst du funkeln
Trotz dem argen Dunkeln.“

Auch Heilige haben ihre Schicksale. Einzelne warf schon während ihrer irdischen Laufbahn das Geschick arg umher; aber nach ihrem Tode begannen ihre Schicksale noch bunter zu werden, sodaß mancher Heilige, wie St. Martinus es zeigt, keine Ruhe finden kann. Das dient ihm freilich zum Ruhme; denn Unsterblichkeit ist nicht allen beschieden.



Siegel der Stadt Zauer

Eh' der Raureif fällt

Ziehen Herbstesfäden still im Sonnenglanz,
Leuchtet über Fluren goldner Lichtertanz
Und im bunten Schimmer schmückt sich dann
die Welt,
Lockend, sonnig leuchtend, eh' der Raureif fällt.

Ist im Menschenherzen Herbstzeit eingekehrt,
Wird oft unter Schmerzen ihm ein Glück
bescheert;
Neu im Liebesglanze zeigt sich dann die Welt
Lockend, sonnig leuchtend, eh' der Raureif fällt!

A. Blajius

Vergangenheit und Zukunft der Kohle in Schlesien

Von Professor Dr. F r e c h in Breslau

Als nach dem ersten Schlesiſchen Kriege die preußiſchen und öſterreichiſchen Bevollmächtigten über die Abgrenzung ihrer Gebiete verhandelten, wollte Niemand das unfruchtbare Bergland Oberſchleſien haben. Und heute iſt es derjenige Teil Europas, in dem das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ durch die exploſive Entwicklung von Bergbau, Hüttenbetrieb und Industrie noch übertroffen wird und zwar inſolge eines Reichthums an Steinkohle, der auch in Amerika nirgends ſeines Gleichen findet.

Der Kohlenreichtum der Provinz erſtreckt ſich aber auch auf den Bezirk von Waldenburg und Neurode ſowie auf die räumlich vor allem in Mittel- und Niederſchleſien weit ausgehenden, wenngleich qualitativ hinter der Steinkohle zurücktretenden Braunkohlenlager.

Von allen Brennstoffen mineraliſcher Art beſitzt der Torf den geringſten Brennwert und iſt für Schleſien von geringer Bedeutung. Wenn trotzdem hier ſeine Entſtehung an erſter Stelle beſprochen wird, ſo geſchieht dies, weil ſeine vor unſeren Augen vor ſich gehende Bildung das Verſtändnis erſchließt für die in längſt vergangener Zeit erfolgten Abſätze der mächtigen und wertvollen Stein- und Braunkohlen.

Wenn in dem Torfmoor der Gegenwart Moſſe die Hauptrolle ſpielen, ſo fehlen doch auch Baumſtämme nicht, deren Wachstum für Braun- und Steinkohlenbildung in erſter Linie in Betracht kommen. Die Torfmoore und überhaupt die humushaltigen Abſätze der gemäßigten Zone bilden in der Jetztzeit das Gegenſtück zu den Braun- und Steinkohlen der Vergangenheit. Man pflegt nach Potonié drei Gruppen brennbarer organogener Geſteine zu unterſcheiden, von denen die dritte, die foſſilen Harze und Wachſe mit dem Bernſtein¹⁾ als Hauptvertreter nur geringe chemiſche Veränderung durchmachen.

Bei dem Faulſchlamm oder Sapropelgebilden rührt die organiſche Subſtanz überwiegend von echten Waſſerorganismen (Algen, Molluſken, Fiſchen) und ihren Exkrementen her. Hier erfolgt ein chemiſcher Prozeß der Bituminierung, durch den waſſerſtoff- (H) und

ſauerſtoffreiche (O) Verbindungen entſtehen; d. h. der Gehalt der Umwandlungsprodukte des Faulſchlammes an H und O iſt größer, als bei der Umwandlung der Pflanzen des Feſtlandes in Humus und Moor. Bei der Deſtillation der foſſilen Sapropel- oder der Stinkſteine erhält man Öle, die dem Erdöl nahe verwandt ſind und auch techniſch in großem Maßſtabe gewonnen werden. Bei der Bituminierung oder der Umſetzung des Faulſchlammes in Erdöl und asphaltähnliche Bildungen wird nach Stremme die organiſche Subſtanz des Sapropels derart umgewandelt, daß der Kohlenſtoff angereichert und der Sauerſtoff gemindert wird, während der Waſſerſtoffgehalt ſich nicht ändert.

Das erſte Stadium der Umwandlung der organiſchen Subſtanz iſt die Fäulnis, d. h. die Zerſetzung bei Gegenwart von Waſſer und bei vollſtändigem Sauerſtoffmangel. Dieſe „langſame Deſtillation“²⁾ iſt in chemiſchem Sinne ein Reduktionsprozeß, bei dem ſich z. B. eiſerne Gegenſtände blank ohne zu roſten erhalten oder vorhandenen Roſt ſogar verlieren.

Umgekehrt werden in einem Torfmoor eiſerne Gegenſtände raſch zerſetzt und Kalkblöcke werden durch die Humuſäure vollkommen aufgelöst.²⁾ Dieſe Humus- oder Moorgesteine entſtehen aus Waldbäumen wie Birke, Kiefer, Erle, aus Niedgras, Erika, Schilf und Schachtelhalmen, vor allem aber aus Torfmoosen. Der chemiſche Vorgang iſt eine Vermoderung, d. h. teilweise Verweſung bei ungenügendem Luſtzutritt; es findet keine echte Verweſung d. h. keine vollſtändige Verbrennung oder Oxydation bei genügendem Sauerſtoffzutritt, ſondern eine unvollſtändige Verbrennung wie etwa im Kohlenmeiler ſtatt.

Die bei der Vermoderung von Landpflanzen zurückbleibenden feſten, ſehr kohlenſtoffreichen Produkte ſind ebenfalls Verbindungen von Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, die jedoch in anderen Mengungsverhältniſſen als bei der Erdölbildung auftreten.

Bei der Vertorfung findet zuerſt Vermoderung, ſpäter Fäulnis ſtatt und die in dieſer

¹⁾ Sachſe, Agrilkulturchemie. S. 113.

²⁾ Der in Schleſien ebenfalls, wenn auch nur auf ſekundären Lagerſtätten gefunden wird. Der ſchleſiſche Bernſtein iſt durch die Eismaſſen der Quartärzeit aus dem Oſſeegebiet ſüdwärts transportiert.

²⁾ H. Potonié, Klaſſifikation und Terminologie der regenten brennbaren Biolithen (Faulſchlamm und Humuſgeſteine). Abh. d. Kgl. Preuß. geol. Landesanst. Neue Folge. Heft 49. S. 52. Berlin 1906.

Weise umgewandelten Organismen liefern Teere, d. h. Verbindungen, die an Kohlenstoff reicher sind, als die durch Fäulnis aus Sapropel entstehenden Oelteere.

Wenn durch Vermoderung und Verrotfung die organische Pflanzensubstanz sich so weit verändert hat, daß von einer solchen nach dem Sprachgebrauch nicht gut mehr die Rede sein kann und das entstandene Produkt mehr einen anorganischen oder Gesteins-Habitus angenommen hat, so ist diese weitere Zersetzung der festen Bestandteile als Verkohlung zu bezeichnen.

Faulschlamm- und Humusbildung folgen derart aufeinander, daß in einem abgeschlossenen Seebecken zuerst der Grund durch Sapropelabsatz aufgehöhht wird und daß sich dann die Vegetation der Niedermoore, Sümpfe, Niedermoorwiesen und Niedermoorwälder (Erlen) auf dem erhöhten Grunde ansiedelt. Die Aufeinanderfolge von Faulschlamm, Niedermoor und der den Verlandungsvorgang schließenden Hochmoore und Waldbildungen hat H. Potonié übersichtlich in dem folgenden Schema dargestellt¹⁾:

kann entstehen auf stärker entwässertem und zusammengesunkenem Hochmoor, vorher kann ein Heidemoor

Platz gegriffen haben. Vor der Entwässerung ist meist (namentlich in Nordwest-Deutschland) ein Sphagnum-Moor vorhanden gewesen. Diesem kann vorausgegangen sein ein

Riefen- oder Birkenbruch: Zwischenmoore.

Diese können sich entwickelt haben aus einem

Niedermoor - Erlenwald

gelegentlich aus einer Niedermoor - Wiese, die auch dem Erlenmoor vorausgehen kann. Bei ihrer Entstehung können die letzteren ein

Schwingniedermoor Uebergang gewesen sein, das als Boden zu nächst einen

Niedermoorsumpf Sumpfbildung gehabt haben kann, der vorher ein sapropelreicher oder nur Sapropel enthaltender

Faulschlamm- (Sapropelit) Sumpf gewesen sein kann.

Die großen Ueberschwemmungsmoore des nordostdeutschen Flachlandes sind reine Flach-

moore und doch würden sie schon in einem Mittelmeerklima gewiß aufhören Torf zu produzieren, denn hier würde die lange sommerliche Trockenheit einen kräftigen Verwesungsprozeß hervorrufen.²⁾

Somit können wir aus der von Früh zusammengestellten Karte der Verbreitung der Moore der Gegenwart Folgendes entnehmen: Moore fehlen oder sind unbedeutend unter den Tropen und in den Steppen entwickelt, weiter polwärts sind sie mehr oder weniger allgemein verbreitet, von den Swamps des südlichen Nordamerika und den Mooren der kühlgemäßigten Zone bis zu den arktischen Moossteppen.

Trotz der gewaltigen Umänderung, die die Pflanzenwelt seit der Steinkohlenzeit erfahren hat, zeigt die Entstehung der älteren Brennstoffe viele Uebereinstimmung mit der Torf- und Braunkohlenbildung.

In räumlicher Hinsicht ist die Braunkohle für Schlesien wie für die ganze norddeutsche Ebene wichtiger als die Steinkohle, wengleich der Brennwert beider keinen Vergleich aushält. Braunkohle findet sich in Schlesien nur in flachem und hügeligem Gelände, niemals in dem eigentlichen Erhebungsgebiet der Sudeten. Die letzte Aufrichtung unserer Gebirge war also beendet, bevor der üppige, subtropische Waldwuchs von Nadelhölzern, Laubbäumen und einzelnen Palmen die niederen wie die hügeligen Teile Schlesiens überkleidete und die Braunkohlenschätze in der langsamen Folge vieler Jahrtausende abgelagerte.

Die Entstehung der im wesentlichen zusammengeschwemmten Braunkohlen ist auch bei höheren Wärmegraden denkbar. Doch scheint in dem Höhepunkt unserer Braunkohlenbildung kein rein tropisches Klima in Schlesien und in dem übrigen Deutschland geherrscht zu haben; erstreckte sich doch damals die Nordgrenze der Palmen von Samland nach Südengland.

Während sich die Bildung der Steinkohlen in einem verhältnismäßig kurzen Abschnitte der nach ihnen benannten Carbonformation vollzog, zieht sich die Bildung der Braunkohle durch längere Zeiträume während der der Eiszeit und der Gegenwart vorangehenden Tertiärperiode hin.³⁾

¹⁾ Solger, die Moore in ihrem geographischen Zusammenhang. Zeitschrift d. Berliner Ges. f. Erdkunde 1906. S. 705.

²⁾ Die von oben von der Eiszeit aus nach unten gliedert wird in:

Jungtertiär: 4 Pliocän, 3 Miocän.
Alttertiär: 2 Oligocän, 1 Eocän (Eos, die Morgenröthe des Neuen).

¹⁾ Unten stehen in dieser Zusammensetzung die ältesten und tiefsten, oben die abgelagerten Stadien der Moore und Waldbildungen.

Man kann in Europa vier Phasen der Braunkohlenbildung unterscheiden, von denen die drei ersten dem Alttertiär angehören und für Schlesien nicht in Betracht kommen. Am so wichtiger ist die vierte¹⁾ Phase, nach deren Verlauf ein allmähliches Abklingen der Braunkohlenbildung und endlich ein vollkommenes Aufhören stattfindet.

Ein kurzes Eingehen auf den Gang der geologischen Ereignisse in Europa ist notwendig, um die Vorgeschichte Schlesiens zu verstehen.

Eine Betrachtung des Werdens und Vergehens der tropischen Pflanzen zeigt, daß viele günstige Umstände zusammentreffen müssen, um die Bildung eines mächtigen Kohlenflözes zu ermöglichen.

Wie die Lebhaftigkeit des Pflanzenwachstums, so ist auch die Intensität der Ferkung in feuchten Tropenländern am größten. Eine nicht imprägnierte Eisenbahnschwelle verfault z. B. im tropischen Mexico schon nach 10—12 Monaten. Eine Bildung von Flözen an Ort und Stelle ist also unter den Tropen undenkbar. Nur durch Zusammenschwemmung, Ablagerung unter dem Wasser und möglichst intensivem Luftabschluß durch Tonlager erscheint im tropischen oder subtropischen Klima eine Kohlenbildung denkbar. Da aber die technisch wichtigsten (d. h. die räumlich ausgedehnten und mächtigen) Steinkohlen-Flöze durchweg an Ort und Stelle („autochthon“) gebildet sind, so mindert sich die Bedeutung der Kohlenabfälle gerade in den sonnigen Erdstrichen, welche der üppigsten Entwicklung der Pflanzenwelt entsprechen.

Allerdings bilden sich auch in der Gegenwart wenigstens auf den Chatam-Insel- und Bermudas-Inseln²⁾ und in dem subtropischen Delta des Mississippi Pflanzenabfälle unter den oben dargelegten Bedingungen.

Die Zusammenschwemmung der Stämme der Sumpfyypressen und anderer Nadel- und Laubhölzer, sowie ihre Ablagerung unter Wasser war der wesentliche Vorgang bei der Entstehung unserer Braunkohlenflöze. Wenn auch zuweilen — z. B. bei Senftenberg — ein alter Waldboden mit aufrechten Stämmen und Wurzeln freigelegt worden ist, so sprechen doch die Vorkommen des schlesischen Hügellandes für Zusammenschwemmung. Stets nehmen die Braunkohlen Mulden oder Talkessel zwischen den aus älterem Gestein bestehenden Höhen ein und stets kleiden die Flöze den unteren Teil der Mulde aus; nach den Rändern der Senke zu wird das Flöz weniger mächtig

und verschwindet schließlich ganz; diese Form der Lagerung ist beweisend für die Einschwemmung von Treibholz in einen See und die Ablagerung in der Mitte desselben. Ueber der Braunkohle finden sich weiße Sande und bunte Tone (Flammenton), die nach der Art der Lagerung in bewegtem Wasser abgesetzt wurden und der allmählichen Ausfüllung des alten Sees entsprechen.

Im großen und ganzen werden wir als die günstigsten Vorbedingungen der Kohlenbildung ein frostfreies aber gemäßigtes (d. h. nicht tropisches) Klima³⁾ für die Bildung der gewachsenen Steinkohlenflöze anzunehmen haben.

Die längere Dauer der Braunkohlenzeit (Oberoligocän-Miocän) entspricht den wiederholten Phasen der Faltung, die zur Aufrichtung der Alpen und zur Entstehung der heutigen Mittelgebirge, insbesondere der Sudeten führen.

Gleichzeitig brechen Eruptivmassen in bedeutender, zeitlicher und räumlicher Ausdehnung empor.

Die beiden wichtigeren alle übrigen überragenden Kohlenformationen schließen sich in unmittelbarer Folge an Gebirgsbildung und vulkanische Ausbrüche an.

Auch für den mehr lokalen Absatz der zwischen Braun- und Steinkohle stehenden Brennstoffe des Westens von Amerika ist der unmittelbare zeitliche Anschluß an die erste Aufrichtung der Rocky Mountains unverkennbar.

Besonders bezeichnend für die langsame Abkühlung in der Mitte der Tertiärzeit ist das allmähliche Herabrücken der Braunkohlenbildung von dem Norden nach dem Süden Europas, und dann wieder umgekehrt. Die Braunkohlenformation Deutschlands gehört zum Teil der zweiten Phase der europäischen Bildungszeiten an²⁾. Gleichzeitig sind aus Mittel- und Süd-Frankreich ausgedehnte Ablagerungen des süßen Wassers bekannt, ohne daß, abgesehen von einer verschwindenden Ausnahme (bei Marseille), Braunkohlen unter diesen für die Landvegetation günstigen Verhältnissen gebildet worden wären. Die dritte Phase (das Ober-Oligocän) ist die Braunkohlenformation Süd-Europas; das feuchte, aber in seinen Wärmeverhältnissen gemäßigte Klima vereinigte die Bedingungen einer üppigen Waldvegetation mit der Möglichkeit der Aufspeicherung der Kohlenstoffe. Die Nährstoffe mineralischen Ursprungs liefert die erste Emporwölbung des heutigen Alpengebirges. Die Ablagerungen dieser oberoligocänen Braun-

¹⁾ Frech, die Steinkohlenformation, *Leitb. palaeozoica* S. 271.

²⁾ Dem Unteroligocän angehörende.
³⁾ Solger, *Zeitschrift Ges. f. Erdkunde* Berlin 1906 S. 712

³⁾ D. h. der unteroligocänen: Egeln und Alfersleben; etwas jünger sind die Braunkohlen am Harzrand, bei Halle und Leipzig, Kaufungen in Hessen.

kohle reichen von Siebenbürgen bis nach Italien (Ligurien) und bis in die Schweiz. Die Umgebung von Klausenburg, Radoboj in Kroatien, Sokla, Trifail und Sagor in Steiermark und Krain, der Lignite führende Molasse-Sandstein der Schweiz, z. B. bei Lausanne, die zum Teil aus Palmenholz gebildeten Lignite von Ligurien und Vicenza sind einige der bekannten Vertreter dieser technisch und klimatologisch gleich wichtigen Bildung. Ueberall folgt die Braunkohlenbildung den ersten Erhebungen, welche die heutigen Alpen und Karpathen geschaffen haben.

Im Norden Europas stellt sich erst in der folgenden 4. Phase¹⁾ das für Braunkohlenbildung geeignete Klima ein, nachdem kurz vorher eine Hebung der Mittelgebirge stattgefunden hat. Unmittelbar nach dem Ober-Oligocän, verschiebt sich die Braunkohlenzone nach Norden. Die bei weitem wichtigste und verbreitetste Braunkohlenformation in Nord- und Mittel-Deutschland, welche Flöze von 30—50 Meter Mächtigkeit umschließt, gehört dem Unter-Miocän an.

Den Uebergang zwischen der älteren südlichen und der jüngeren nördlichen Braunkohlenformation stellt — seiner geographischen Lage entsprechend — Böhmen dar; hier gehört die Braunkohlenbildung sowohl der Mitte²⁾ und dem Schluß des Oligocän³⁾ wie dem unteren Miocän⁴⁾ an.

Die Kohlen der Oberlausitz bilden auch räumlich die Fortsetzung der böhmischen Braunkohlen und gehören wie die Mehrzahl dieser der nachbasaltischen Stufe an. Ueberall kleiden hier die Kohlenbildungen mit ihren Sanden und Tonen die Mulden zwischen Hügelreihen aus und die letzteren werden nicht nur durch älteres Gestein, sondern häufig auch durch Basaltergüsse gebildet.

Für Norddeutschland, das in seiner Gesamtheit betrachtet den Höhepunkt der Braunkohlenbildung und Braunkohlenproduktion der Erde bildet, läßt sich folgende Reihe in dem Absatz der fossilen Brennstoffe und Harze aufstellen:

¹⁾ D. h. im Untermiocän: Nieder-Rhein, Brandenburg, Schlesien, Mecklenburg, Pommern.

²⁾ Vorbasaltische Quarzsandsteine und mitteloligocäne Schichten mit nicht bauwürdigen Flözen.

³⁾ Basaltische Stufe; die mächtigen Braunkohlenflöze wechseln mit Basalt-Lagern und enthalten das bezeichnendste Säugetier dieser Zeit, das Anthracotherium.

⁴⁾ Hier erscheint das Rüsseltier des Miocän, Mastodon angustidens, der Vorläufer des Mammut. Nach neueren Untersuchungen von J. J. E. Hibsch (Jahrb. Geol. Reichsanst. 1901. S. 91) verschieben sich die Altersbestimmungen im Teplitzer Becken etwas; doch kommt die Aenderung für unsere Darlegung kaum in Betracht.

In der Gegenwart erfolgt die Torfbildung besonders in Nord-West- und Nord-Ost-Deutschland.

Eiszeit: Torfmoore und Torfkohlen.

Jungtertiär (Pliocän): Plöchliches (oder allmähliches) Aufhören der Braunkohlenbildung.

Jüngeres Miocän: Ganz entschiedenes Zurückgehen der Braunkohlenbildung.

Untermiocän: Höhepunkt der nord- und mitteldeutschen sowie des Haupt-Teiles der böhmischen Braunkohlenbildungen.

Oberoligocän: Braunkohlen Böhmens z. T. Vielleicht lokaler Beginn der Braunkohlenbildung Deutschlands.

Mitteloligocän: Große Meeresbedeckung Nord- und Mitteldeutschlands bis zur ober-rheinischen Ebene. Meeresand und Septarienton.

Unteroligocän: Beginn der Meeresbedeckung z. B. in Samland. Bernstein auf zweiter Lagerstätte. Lokale Braunkohlenbildung (S. oben).

Eocän: Festland (ohne Kohlenbildung im Norden des alpinen Meeres¹⁾); im Baltikum die Wälder der Bernsteinfichte, deren fossiles Harz in den Meeresbildungen der folgenden Periode vorkommt.

* * *

Ganz abgesehen von dem Einfluß des Klimas lernen wir die Bildung fossilen Brennstoffes nur verstehen, wenn wir sie in Zusammenhang mit der Erhebung der Gebirge oder mit den Ausbrüchen vulkanischer Massen setzen.

Wärme und Feuchtigkeit sind notwendige Vorbedingungen des üppigen Gedeihens der Waldbäume; aber eine bedeutende Entwicklung der Pflanzenwelt ist nur dort möglich, wo auch die mineralischen Nährstoffe Kali, Phosphorsäure und Kalk, im Ueberschuß vorhanden sind: Kali entsteht aus der Zersetzung von Urgestein (Granit und Gneiß mit Kalifeldspath), Phosphorsäure ist besonders in den phosphorsauren Kalken (Apatit) der Eruptivgesteine vorhanden und nur der Kalk erfreut sich weiter Verbreitung, wird aber vor allem durch Aufwölbung der Erdrinde der Oberfläche nahe gebracht:

Somit ergibt sich, daß die Gebirge — vor allem an ihren Abhängen — diejenigen Nährstoffe im Ueberschuß enthalten, welche die Vorbedingung üppigen Waldwuchses und mächtiger Kohlenablagerungen der Vorzeit sind.

Die Braunkohlen und Steinkohlen Schlesiens hängen nun in ihrer Verbreitung ganz von der Erhebung der Sudeten ab oder genauer gesagt: Nach der ersten Faltung der alten an die heutigen Hochgebirge erinnernden

¹⁾ Raum bauwürdige Braunkohlen in England; bessere (mitteleocäne) Flöze im ungarischen Mittelgebirge.

Ketten der Carbonperiode bildete sich die Steinkohle in den dem Meere genäherten Niederungen oder in den Tälern des Gebirgsinneren.

Noch deutlicher als in diesen entlegenen Perioden der Erdgeschichte zeigt die Braunkohlenbildung den Zusammenhang zwischen der Gebirgserhebung und den Ablagerungsstätten fossilen Brennstoffs:

Braunkohlen sind durchaus auf die Hügelgebiete und Ebenen beschränkt, fehlen dagegen im Innern der Massenerhebungen des Sudetengebirges vollkommen. Teils war die Abtragung durch fließendes Wasser im Gebirgsinnern zu lebhaft, teils fehlte hier die nötige Wärme. Jedenfalls zeigt gerade die Verteilung der Braunkohlen, welche nirgends über die Linie Jauernigg—Freiburg—Volkshain d. h. über den Absturz der Sudeten nach Westen vordringen, daß die Grundzüge der Verteilung von Gebirge, Hügelland und Ebene aus der der Braunkohlenbildung¹⁾ unmittelbar vorangehenden Zeit stammen.

Die Bildungszeit der Steinkohle ist viel weiter von der der Braunkohle entfernt, als diese von der Gegenwart abliegt. Wenn seit der Braunkohlenzeit vielleicht ein bis zwei Millionen Jahre verflossen sind, so können wir sagen, daß seit der Steinkohlenperiode der fünffache Zeitraum verflossen ist: Kein Säugetier oder Vogel, ja nicht einmal ein Reptil belebte die gewaltigen Waldesdichte; die höchste Form der Tiere entsprach in ihrer Entwicklungshöhe den Fröschen oder Salamandern.

Nur für die anorganische Natur d. h. für die Ablagerung der Baumstämme und ihrer Umwandlung zu Kohle galten dieselben Gesetze wie in der Gegenwart und in der Braunkohlenperiode. Auch in dem Steinkohlengebiet Oberschlesiens läßt sich die Abhängigkeit der Entstehung und der Erhaltung der Kohlenschätze von den gebirgsbildenden Vorgängen bis in alle Einzelheiten verfolgen.

Oberschlesien stellt in kultureller Beziehung ein weit nach Osten vorgeschobenes Bollwerk westlicher Kultur dar. Die Fabrikanlagen, die Hochöfen und Förderschächte sind ebenso das Werk der eingewanderten Deutschen wie die gründliche wissenschaftliche Erforschung des Felsgerüsts der Erde.

In Oberschlesien selbst hat der Scharfblick des Geologen F. Roemer wohl Alles beobachtet, was in seiner Zeit über und unter Tage aufgeschlossen war; erst die Tiefbohrungen auf Kohle, die von den 80er Jahren des

vorigen Jahrhunderts an teils vom Fiskus, teils von privater Seite in immer steigender Zahl angelegt wurden, haben nicht nur dem Bergbau sondern auch der Geologie neue Tatsachen und neue Gesichtspunkte eröffnet; der Bergbau feierte an der Jahrhundertwende einen gewaltigen Aufschwung, der dem Techniker und dem Gelehrten gleich wichtige Aufschlüsse und große Ueberraschungen gebracht hat.

Doch ist eine Tatsache auch durch die neuen Erfahrungen nur bestätigt worden: wie in kulturhistorischer Beziehung, so ist auch in der erdgeschichtlichen Entwicklung Oberschlesien ein Vorposten des Westens. Gerade in seiner wichtigsten Formation ist Oberschlesien der letzte Ausläufer der großen, in Südwales beginnenden, durch Nordfrankreich und Belgien über Aachen nach Westfalen verlaufenden Steinkohlenzone, die auf dem Rüstengebiet zwischen dem mittelkarbonischen Hochgebirge und dem karbonischen Ozean der Pflanzenwelt einen ungewöhnlich günstigen Nährboden gewährte.

Nicht nur die Entstehung sondern auch die Erhaltung des Kohlenschazes wird durch geologische Kräfte bedingt. Jedenfalls läßt sich in Oberschlesien die Abhängigkeit der Erhaltung der Kohlen von dem Vorhandensein großer Störungen klar erkennen. Die große nord-südliche Gleiwitz-Orlauer Rutschung bildet die westliche Grenze des Industriebezirkes: d. h. nur im Osten sind die mächtigen und wertvollen Sattelflöze durch Abrutschung²⁾ in gewaltige Tiefe erhalten geblieben. Zwischen Gleiwitz, Rybnik und Hultschin sind im allgemeinen nur die weniger mächtigen und weniger zahlreichen, aber immer noch bauwürdigen Flöze der untersten Steinkohlenformation³⁾ vorhanden; noch weiter westlich begegnen wir dem flözleeren Unterkarbon.

Ein enger ursächlicher und geographischer Zusammenhang der Gebirgsfaltung mit der Entstehung und Lage der europäischen Kohlenfelder ist ferner überall unverkennbar. Die in langsamer Aufwölbung begriffenen Gebirge unterliegen in dem feuchten Klima gleichzeitig einer energischen Abtragung und lieferten das Material zu den, im Gebiete der alten Rüste aufgehäuften mineralischen Nährstoffen, welche die Unterlage für Entstehung der Kohlenwälder darstellen.

In diesen, soeben dem Meere entstiegene Niederungen und Sümpfen sproßten unter dem günstigen Einflusse des ozeanischen Klimas die ausgedehnten Wälder der mittleren Stein-

¹⁾ Die Braunkohle ist untermiocän, die letzte allgemeine Erhebung der Sudeten entspricht also der Oligocänperiode.

²⁾ Um 1000—1200—1600 Meter.

³⁾ Untere sudetische Stufe = Rybnik-Waldenburger-Stufe.

kohlenperiode empor, deren an Ort und Stelle verbleibenden Ueberreste die weithin fortstreichenden Kohlenflöze Nordeuropas, in England, Belgien und Westfalen bis nach Oberschlesien entstehen ließen.

Einbrüche des Weltmeeres überfluteten periodisch diese Nordzone des alten europäischen Kontinentes; die Häufigkeit der marinen Einbrüche nimmt mit der Erhöhung der Küstenregion ab und zwar verschwinden die Spuren ozeanischer Einbrüche im Osten früher als im Westen.

Die durch marine Schnecken und Muscheln gekennzeichneten Zwischenschichten der nicht-marinen Steinkohlenbildungen gehen in Oberschlesien nur bis zu dem Sattelflözhorizont hinauf und fehlen weiter oben gänzlich.

Die Hebungsvorgänge, deren abgeschliffene Ruppen wir in den „Flözbergen“ des Industriebezirkes verfolgen können, gehören der zweiten Phase der Gebirgsbildung d. h. der spät- oder postkarbonischen Faltungen an. Die gesamte eigentliche Steinkohlenperiode ist jedoch durch einen durch keinerlei Unterbrechung (d. h. Diskordanz der Schichten) gestörten Absatz von Sand, Schlamm (Schieferon) und der Flözbildung ausgezeichnet. Diese ruhige Bildung ausgedehnter und zahlreicher Flöze¹⁾ begann in Oberschlesien schon in einer Zeit, während welcher in der Mitte und im Westen unseres Welttheiles die größten Anwältzungen erfolgten. Der flözleere Sandstein in Westfalen und in England, der genau gleichzeitig mit der flözreichen sudetischen Stufe Schlesiens abgesetzt wurde, entspricht einer Periode der Wildbäche und des raschen Absatzes der aus dem jungen Hochgebirge dem Meeresstrande zugeführten Massen von Sand und Geröll. Erst auf diesem Untergrunde begannen sich die Steinkohlen des Westens abzulagern, während in Ober- und Niederschlesien die Aufhäufung des fossilen Brennstoffes schon weit vorgeschritten war. Im Bereiche der eigentlichen Gebirge, die zur Steinkohlenzeit alpine Höhen erreichten und jetzt Mittelgebirgscharakter zeigen, blieb die Kohlenablagernng stets in bescheideneren Grenzen. Hinsichtlich der Gesamtmächtigkeit und der räumlichen Verbreitung der Flöze halten die zentraleuropäischen Vorkommen keinen Vergleich mit Nordeuropa und Oberschlesien aus.

¹⁾ Die Benennung der einzelnen Flözgruppen ist z. B. in Oberschlesien recht widerspruchsvoll und wenig klar. Angesichts der Uebersichtlichkeit und Klarheit der neuen Flözarte fällt dieser rein äußerliche Nachteil allerdings sachlich kaum ins Gewicht. Immerhin ist in einer übersichtlichen Darstellung, die von Profilen und Tabellen Abstand nimmt, eine Bezugnahme auf die verschiedenen Bezeichnungen der Flözgruppen kaum möglich.

Größere Bedeutung beanspruchen dort nur die auf der Grenze der zentralen Urgebirgskette und den Nebenzonen liegenden Kohlenfelder von Saarbrücken und Waldenburg-Schazlar. Eruptivdecken, welche in der nördlichen Küstzone Europas beinahe ganz fehlen¹⁾, übersluten in der folgenden Epoche (der Dyas) die zentralen und südlichen Ketten der Hochgebirge, ohne die Entwicklung der Pflanzenwelt dauernd zu beeinträchtigen.

Wie weit die karbonische Faltung den Gesteinscharakter und die Mächtigkeit der Steinkohlenbildungen beeinflusst, ergibt sich am deutlichsten aus einem Vergleich der ober- und niederschlesischen Kohlenfelder. Die roten oder flözleeren Sandsteine bilden einen Hinweis auf das Vorhandensein klimatischer Unterschiede, vor allem auf größere Trockenheit des Klimas. Diese roten (Ottweiler) Schichten fehlen daher gänzlich in den Niederungen d. h. im Gebiete des gleichmäßigen ozeanischen Klimas und sind durchaus auf die alten Gebirge beschränkt.

Konglomerate nicht-marinen Ursprungs weisen auf Wildbäche, Deltabildung und die Nähe alter Gebirge hin. Die Mächtigkeit der Kollstein-Bildungen ist daher im waldenburgischen Kohlenbecken viel bedeutender als in Oberschlesien und der nördlichen Küstzone; hier wächst die Mächtigkeit der transportierten Materialien d. h. der Sandsteine und Konglomerate mit der Annäherung an das Gebirge (von 1000—2000 Meter bis auf 5000 Meter) während die Dicke der an Ort und Stelle gewachsenen Flöze ziemlich unverändert bleibt.

Im Oberschlesischen Steinkohlengebiet schwillt sogar das „Sattelflöz“ im Osten und Nord-Osten, an der preußisch-russischen Grenze zu der enormen Mächtigkeit von 16—18—20 Meter an. (Bei Dombrowka.) Die in dieselben geologischen Horizonte gehörenden Sandsteine besitzen hingegen im Nord-Osten nur etwa ein Zehntel der Mächtigkeit (ca. 14 Meter), welche sie im Westen des Industriebezirkes bei Zabrze und Königshütte erreichen. (100 bis 120 Meter).

In ähnlicher Weise nimmt auch in den übrigen Horizonten des Steinkohlengebirges die Mächtigkeit der Sedimente (Sandstein und Schieferon) in nordöstlicher Richtung ab. Man kann also — in übertragenem Sinne — das obereschlesische Steinkohlengebirge als einen Schuttkegel von gewaltiger Größe bezeichnen, dessen Mächtigkeit in der Nähe des alten (karbonischen) Sudetengebirges am größten ist und sich nach außen zu allmählich ver-

¹⁾ Die Porphyrstufe von Oberschlesien und Kratau bildet die einzige Ausnahme.

ringert. Die Sandsteine und Schiefertone Oberschlesiens sind die Zerstörungsprodukte dieses alten sudetischen Hochgebirges und es erscheint durchaus sinngemäß, daß die Bezeichnung der unteren Stufe der produktiven Steinkohlenformation auch in ihrem Namen (Sudetische Stufe) an den Ursprung des Gesteinsmaterials erinnert. Die jüngeren (dem mittleren Oberkarbon oder der Sarbrücker Stufe) entsprechenden Steinkohlenschichten sind rein kontinentalen Ursprungs und entbehren mariner Einlagerungen. Der Transport der Sedimentmassen ist in dieser Zeit mehr von Süd nach Nord erfolgt.

Die Waldenburger Kohlen sind im Innern der uralten Gebirge in einer Senke abgelagert worden, stehen aber auch in ihrer vielfach unterbrochenen Bildungsweise in unmittelbarer Abhängigkeit von Hebung und Senkung in dem angrenzenden Hochgebirge.

Den Untergrund der Waldenburger Kohlen bilden teils die aufgerichteten und gefalteten Grauwacken, Schiefer und Conglomerate des untercarbonischen Meeres, teils die älteren Teile des Hochwald-Porphyr¹⁾.

Die ältere Waldenburger Flözgruppe, der sogenannte Liegendzug, umfaßt 21 einzelne Kohlenbildungen, die allerdings nicht alle bauwürdig sind. Nachdem dieser Absatz in einer ausgedehnten Talsenkung stattgefunden hatte, erfolgte wahrscheinlich eine stärkere Erhebung der umliegenden Gebirge und damit eine Neubelebung der Wildbäche und ihrer Verwüstungen. Ein Teil der eben abgesetzten Kohlen wird wieder zerstört, die Oberfläche der Flözmasse des liegenden Zuges durch Rillen zersurcht und massenhaft werden Conglomerate, die Reste uralter Schuttkegel, angehäuft. Das Innere der jetzigen Waldenburger Mulde haben wir uns als einen Gebirgssee vorzustellen, der durch den zugeführten Schutt allmählich ausgefüllt wird. Auf dem Grunde bildet sich die obere oder hangende, 35 Flöze umfassende Kohlengruppe. Auch hier entsprach jedes Flöz einer Moor- oder Sumpfwaldbildung und die zwischenliegende Sand- oder Schieferlage einer geringen Verschiebung der Gebirgshöhe oder auch nur einer Veränderung des Abflusses infolge der Abzapfung oder Aufdämmung des Gebirgssees.

Allmählich geht die Bildung der Steinkohlenflöze zurück und zwar auf der preußischen Seite früher als auf der österreichischen, wo die letzten Kohlenbildungen noch der folgenden (Rotliegend-) Periode angehören.

Da gerade die jüngeren Schichten einen reicheren Feldspathgehalt zeigen als die älteren,

so ist der Rückgang der Flözbildung weniger auf das Fehlen mineralischer Nährstoffe, als auf eine Verschlechterung d. h. auf ein Trocknerwerden des Klimas zurückzuführen.

Gleichzeitig erreichen die vulkanischen Ausbrüche im schlesischen Gebirge und weiter westlich ihren Höhepunkt. Die gesamte Entwicklung der Waldenburg-Schächlauer Mulde unterscheidet sich wesentlich durch die große Mächtigkeit und Zahl der Flöze von zahlreichen anderen Vorkommen, die ebenfalls dem Innern der alten Gebirge angehören.

Auch in den vom Meere niemals berührten isolierten Becken des mittleren und südlicheren Europa liegen Kohlenflöze, welche vorwiegend geringe Ausdehnung besitzen und meist nur wenige Flöze (1—4) enthalten; (deutsche Mittelgebirge, Böhmen, französisches Zentralplateau, Zentralalpen, Toscana, Iberische Halbinsel; allochthone Entstehung).

Diese Kohlengebiete entsprechen den Tälern, Seebecken und Niederungen der uralten carbonischen Hochgebirge.

In all diesen Entwicklungsformen zeigt die Bildung der Kohlenflöze wesentliche Abweichungen. Die alten Unterscheidungen der dem Meere nahen (paralischen) und der in Süßwasserseen abgesetzten (limnischen) Kohlen der an Ort und Stelle gewachsenen (autochthonen) oder zusammengeschwemmten (allochthonen) Flöze werden der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse nicht mehr gerecht.

Die Wurzelstöcke der Stigmarien mit ihren Verzweigungen, Farnwedel in vollständigen, unversehrten Abdrücken und Bärlapp-Bäume mit wohl erhaltenen Oberflächen (Lepidodendron, Sigillaria) deuten auf gewachsene Kohlenflöze. Wo die Lepidophyten-Stämme als Steinkerne (vorwiegend als Rnorria) vorliegen, die Wurzeln und Farne aber fehlen oder fragmentäre Erhaltung zeigen, da handelt es sich um zusammengeschwemmte pflanzliche Massen. Zu diesen Unterschieden gesellen sich geologische Merkmale: Weite regelmäßige Ausdehnung der Flöze, geringere Häufigkeit und mittelförnige Ausbildung der Konglomerate, sowie das Fehlen von Rollsteinen an der Basis deuten auf gewachsene, unregelmäßige Entwicklung der Flöze ein lokales Anschwellen der Konglomerate aber auf zusammengeschwemmte Gebilde hin. Wo wie in Böhmen, Mähren (Rossitz) oder in dem französischen Zentralplateau auf einem Grundkonglomerat ein mächtiges Hauptflöz mit lokalen Verzweigungen lagert, da kann mit großer Sicherheit auf Zusammenschwemmung der Baumstämme und ihre Vermengung mit Gebirgsschutt geschlossen werden.

¹⁾ Ebeling: Geologie der Waldenburger Steinkohlenmulde. Dokt.-Diss. Breslau. 1907. S. 218.

Es könnte scheinen, als ob die obigen Unterscheidungen nur geologisches Interesse, nicht aber auch technische und nationalökonomische Wichtigkeit besäßen. Doch zeigt ein Blick auf die Produktions-Ziffern, daß — abgesehen von der auf Waldenburg und Saarbrücken beschränkten Entwicklung — nur der durch Westfalen und Oberschlesien vertretene Typus der Kohlenfelder für den Weltmarkt in Betracht kommt. England, Nordostamerika, Deutschland, Nordfrankreich, sowie die an Oberschlesien grenzenden Teile Oesterreichs und Rußlands, endlich die Zukunfts-Gebiete Nordchinas zeigen in Bezug auf die Art des Vorkommens der Steinkohle Übereinstimmung in allen wesentlichen Punkten.

Die Statistik lehrt, daß 1906 die Vereinigten Staaten von Nordamerika 38 %, England 25 %, Deutschland 19 % und alle übrigen Länder zusammen nur 18 % der gesamten Kohlenförderung der Erde bestritten haben.

Nun sind die heutigen Produktionszahlen nicht durchaus beweisend für den vorhandenen Vorrat an Steinkohle. In England ist z. B. die Steinkohlenerzeugung größer, in Deutschland geringer als es dem Durchschnitt der vorhandenen Kohlenmenge entsprechen würde.

Oder mit anderen Worten: der Vorrat Deutschlands wird viel länger dauern als derjenige Englands, und in Deutschland besitzt wiederum Oberschlesien einen größeren Steinkohlenvorrat als die westfälischen Kohlenfelder.

Eine Berechnung der vielen Jahrhunderte, die bis zur Erschöpfung der oberschlesischen Kohlen noch vergehen werden, habe ich vor einigen Jahren durchzuführen gesucht und bin für Oberschlesien auf das 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelangt. Für Niederschlesien haben dagegen neuere Tiefbohrungen ergeben, daß die Kohlen im Zentrum der Waldenburg-Schlaglauer Mulde in einer für die gegenwärtige Technik nicht erreichbaren Tiefe d. h. erst bei ca. 1800 Meter lagern.

Berechnungen der Erschöpfungsdauer haben natürlich nur einen begrenzten Wert und hängen vor allem von den Annahmen ab, die man über künftige Zunahme der Produktion macht. Wenn sich z. B. die Produktion verdoppelt, so beträgt die Erschöpfungsdauer der Kohlenfelder die Hälfte der Zeit, die sie bei Gleichbleiben der Förderung haben würde. Jedenfalls reicht aber der oberschlesische Kohlen-schatz länger aus als irgend ein anderes Vorkommen in Europa.



Melodie des Brauttreens*)



*) Siehe den Aufsatz „Der Druschma“ im 1. Heft dieses Jahrganges S. 30 und den Text eines dazu gefungenen Liedes ebenda S. 31.

Schlesiens Blindenwesen

Von Dr. Reinhart in Breslau



cop. Phönix-Verlag, Breslau und Rattowitz

Blindenheim in Pöpelwitz bei Breslau

Voriges Jahr sind in Breslau zwei Anstalten, eine Blindenvorschule und ein Blindenheim, eingeweiht worden, durch deren Errichtung die Blindenfürsorge in Schlesien in ein neues Stadium getreten ist. Schlesien hatte vorher auf diesem Gebiete hinter fast allen Provinzen Preußens zurückgestanden. Es besaß nur ein den Blinden gewidmetes Institut, die Schlesische Blindenunterrichtsanstalt in Breslau, die schon auf ein neunzigjähriges Bestehen zurückblicken kann; jetzt hat diese durch die beiden Neugründungen Ergänzungen nach zwei Seiten hin erhalten.

Nach dem Vorbilde anderer Länder und anderer Provinzen Preußens, wo man schon früher begonnen hatte, Blinden nicht nur geistigen Unterricht zu erteilen, sondern sie auch in verschiedenen Handfertigkeiten zu unterweisen, damit sie sich durch ihre Tätigkeit nützlich machen und sich selbst Erwerb schaffen könnten, erfolgte am 14. November 1818 die Gründung der Schlesischen Blindenunterrichtsanstalt durch einen Verein, der sich zu diesem Zwecke zusammengeschlossen hatte. Am 1. Februar 1819 begann der Unterricht der in die Anstalt aufgenommenen Blinden durch den Oberlehrer Johann Georg Knie, einen Mann von ganz eigener Art, der aus mancherlei Gründen Beachtung verdient. Er, der erste Blindenlehrer in Schlesien, war selbst blind. Geboren am 19. Januar

1794 (nach anderer Ueberlieferung am 13. Januar 1795) zu Erfurt als Sohn eines Zahnarztes, verlor er als Knabe infolge einer Krankheit sein Augenlicht und wurde einige Jahre darauf ausnahmsweise, denn er war ja Ausländer, in die Berliner Blindenanstalt aufgenommen. Hier bildete er sich durch natürliche Begabung und emsigen Fleiß soweit aus, daß er die Breslauer Universität beziehen und im November 1818 die Oberlehrerprüfung ablegen konnte. Knie war nicht lange der einzige Lehrer an der Anstalt; später, als mehr Kräfte herangezogen werden mußten, wurde er ihr Leiter. Er erteilte den Elementarunterricht fast allein, außerdem unterrichtete er in Handfertigkeiten, wie Korbsflechten, Bürstenmachen, Besenbinden usw., die er, um sie seinen Schülern beizubringen, erst selbst erlernen mußte. Neben seiner Tätigkeit als Blindenlehrer beschäftigte sich Knie mit wissenschaftlichen Arbeiten auf verschiedenen Gebieten. Am bekanntesten von seinen Veröffentlichungen ist sein Ortschaftsverzeichnis von Schlesien, das, auch jetzt noch wertvoll, durch seine Genauigkeit und Zuverlässigkeit unerreicht dasteht. Knie starb im Jahre 1859 in Breslau und wurde auf dem alten Bernhardinfriedhofe, in der Nähe der heutigen Lutherkirche, beerdigt.

Im Jahre 1819 wurden in der Anstalt 24 Personen unterrichtet, 9 erblindete Krieger, 13 Knaben und 2 Mädchen. Die verhältnismäßig



cop. Phönix-Verlag, Breslau u. Rattowitz

Blindenvorschule in Pöpelwitz bei Breslau

hohe Zahl der erblindeten Krieger ist leicht zu verstehen, wenn man bedenkt, daß damals Preußen die schweren Kriegszeiten hinter sich hatte, in denen mancher deutsche Mann zum Krüppel geworden war. Der plötzlich blind Gewordene ist anfangs besonders hilflos, andererseits wußte man damals schon, daß der Blinde bei geeigneter Ausbildung verschiedene Arbeiten leisten kann, und so war der Wunsch, für die erblindeten Soldaten etwas zu tun und ihnen wieder Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen, einer der Hauptbeweggründe für die Gründung der Anstalt gewesen. Schon am Ende des ersten Jahres konnten 3 der erblindeten Kämpfer, ein Knabe und ein Mädchen als hinlänglich ausgebildet entlassen werden. Der Unterricht wurde damals in einer Mietwohnung erteilt, die Zöglinge wohnten zum Teil außerhalb der Anstalt. Das wohlthätige Unternehmen fand bald höheren Orts Beachtung, und König Friedrich Wilhelm III. wurde darauf aufmerksam gemacht. Die Folge war, daß die Anstalt vom Staate ein außerordentlich wertvolles Geschenk erhielt: die gegenüber der Kreuzkirche gelegene ehemalige Liborsche Kurie. Zwar mußte das Hauptgebäude wegen seiner Baufälligkeit niedergerissen und den Zwecken der Anstalt gemäß neu aufgebaut werden, es gelang aber schnell, die erforderlichen Geldmittel aufzubringen, und schon 1821 konnte man das eigene Heim beziehen, in dem zunächst 2 Lehrer und 20 Zöglinge Wohnung erhielten. Außer der Liborschen Kurie überwies der König noch in demselben Jahre der Anstalt den daneben gelegenen Gefängnisturm. Seitdem hat die Anstalt mancherlei Veränderungen und Vergrößerungen erfahren durch Um- und Neubauten, sie steht aber noch heute auf demselben Boden wie damals. Der Verein, durch den die Gründung der Blindenunterrichtsanstalt erfolgt war, hatte sich genannt: „Verein zur Errichtung und Verwaltung der Schlesiischen Blinden-Unterrichtsanstalt“. Der Verfassungsvertrag der Anstalt, aufgestellt vom Verein, erhielt 1824 die landesherrliche Bestätigung; 1831 wurden dem Verein die Rechte einer milden Stiftung und damit Stempel- und Sportelfreiheit verliehen. Weitere Vergünstigungen seitens des Staates und der Stadt waren teils schon vorher erteilt worden, teils folgten sie später. 1853 wurde die Verfassung der Unterrichtsanstalt gänzlich umgearbeitet und im folgenden Jahre durch den Landesherrn bestätigt. Seitdem besteht die Schlesiische Blindenunterrichtsanstalt mit Korporationsrechten unter Leitung eines Verwaltungsrates, der an die Stelle des früheren Vereins getreten ist; aus dem Verwaltungsrat wird der Vorstand gewählt.

Trotz der schönen Erfolge, die die Unterrichtsanstalt in vielen Fällen aufzuweisen hatte,

mußte man doch allmählich erkennen, daß das erstrebte Ziel noch in weiter Ferne lag. Vielen Blinden, die sich in der Anstalt als arbeitsfähig erwiesen hatten und als genügend ausgebildet entlassen worden waren, gelang es nicht, sich eine Existenz zu schaffen, und sie gerieten wieder ins Elend. Der Grund lag nahe. Der Blinde ist in vielen Dingen auf die Hilfe der Sehenden angewiesen, und wenn es ihm nicht gelingt, bei diesen Beistand zu erhalten, so kann er leicht überverteilt werden. Er braucht also stets jemanden, der dort, wo er selbst seine Interessen nicht wahren kann, uneigennützig für ihn eintritt. Das gab die Veranlassung zu der Gründung des „Blindenfürsorgevereins für die Provinz Schlesien“, die am 26. Februar 1903 in Breslau erfolgte. Der Zweck dieses Vereins ist, den Blinden in der Provinz Schlesien überhaupt, insbesondere den aus der Unterrichtsanstalt entlassenen Zöglingen, eine materielle und moralische Stütze zu sein durch Gewährung von Hilfe jeder Art, hauptsächlich durch Bestellung von Vertrauenspersonen, die den einzelnen, draußen im Erwerbsleben stehenden Blinden mit Rat und Tat zur Seite stehen, und durch Schaffung eines Zufluchts Hauses, in dem Blinde im Alter oder sonst, wenn es notwendig erscheint, Aufnahme finden. Der Verein, dessen Vorstand bisher derselbe ist wie der der Blindenunterrichtsanstalt, hat es bereits zu einer stattlichen Mitgliederzahl und auch zu entsprechenden Geldmitteln gebracht, und es ist ihm über Erwarten schnell gelungen, das geplante Blindenheim zur Tat werden zu lassen, allerdings nicht allein durch eigene Kraft. Die Provinzialverwaltung hatte anlässlich der Silberhochzeit des Kaiserpaares die Summe von 100 000 Mark für eine wohlthätige Stiftung, die den Namen des Kaiserpaares tragen sollte, zur Verfügung gestellt, und in der Glückwunschadresse an das Kaiserpaar war der Wunsch ausgesprochen worden, die Summe für den Bau eines Blindenheims zu verwenden. Der Wunsch fand den Beifall der Majestäten, und so konnte 1906 mit dem Bau begonnen werden. Der Bauplatz war leicht gefunden. Die Schlesiische Blindenunterrichtsanstalt hatte in Pöpelwitz ein größeres Grundstück erworben, um dort eine Blindenvorschule zu errichten, deren Bau schon seit Jahren geplant, aber aus Mangel an Mitteln unterblieben war, bis die Provinzialverwaltung ihre Unterstützung zusagte. Man erwarb noch ein Stück dazu, und so war reichlich Platz da, nicht nur für die beiden zunächst zu errichtenden Gebäude, sondern auch für eine eventl. spätere Verlegung der Unterrichtsanstalt.

Es bleibt nun noch nötig, einige Worte über die beiden neuen Anstalten zu sagen. Die Blindenvorschule soll eine Vorstufe für die

Blindenunterrichtsanstalt bilden; sie nimmt deshalb Kinder von 6 Jahren an auf, während die Hauptanstalt erst Kinder von 10 Jahren an aufnimmt. Gerade die frühen Jugendjahre sind wichtig für die Ausbildung der Fähigkeiten der Blinden. In der Familie und in der normalen Vorschule ist eine Ausbildung des blinden Kindes in gleicher Vollkommenheit wie in der Blindenvorschule nicht möglich. Im günstigsten Falle, wenn das blinde Kind von seinen Angehörigen nicht als Last empfunden wird, sieht man es als bemitleidenswert an, man hegt und pflegt es, aber gerade hierdurch und durch das Fernhalten von geeigneter Tätigkeit erweist man ihm keinen Dienst. Anders in der Blindenvorschule: Hier ist kein Gegensatz mehr zwischen blind und sehend, das Kind findet eine Anzahl gleichaltriger Leidensgefährten, bewegt sich in zweckmäßig ausgestatteten Räumen und ist stets angemessen beschäftigt, teils durch Unterricht, teils durch Spiel und zwangloses, fröhliches Zusammensein mit den andern; so trägt es sein Leid, an das es selten erinnert wird, viel leichter, hängt nicht trüben Gedanken nach und wird, wenn nicht noch andere schwere körperliche oder geistige Fehler hinzukommen, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, während es bei fehlender oder zu spät begonnener Ausbildung ein Krüppel bleibt, der leicht sich selbst und anderen zur Last wird. Die Kinder erhalten in der Vorschule außer dem Elementarunterricht leichten Handarbeits- und Musikunterricht. Gerade die Musik ist für die Blinden, die oft Anlage dazu zeigen, etwas sehr wertvolles; sie schafft ihnen reichen Genuß und manchen auch Erwerb.

Das Bestreben der Blindenfürsorge geht, wie schon oben gesagt, dahin, jeden sonst körperlich und geistig normalen Blinden soweit zu bringen, daß er in stande ist, auf irgend eine Weise durch ehrliche Arbeit sich selbst seinen

Unterhalt zu verdienen. Nun kann es natürlich vorkommen, daß Blinde, die aus der Unterrichtsanstalt als genügend ausgebildet entlassen sind, infolge irgendwelcher widriger Umstände doch nicht in der Lage sind, sich dauernd selbstständig zu erhalten. Diesen und auch solchen nicht ausgebildeten Blinden, die nicht in die Unterrichtsanstalt aufgenommen werden können, weil sie das für die Aufnahme höchste zulässige Alter von 36 Jahren überschritten haben, gewährt das Blindenheim vorübergehend oder, wenn nötig, auch für die Dauer Unterkunft. Auch nimmt das Heim Blinde zum Arbeiten in seinen Werkstätten auf, die ihre Wohnung anderwärts in der Stadt haben.

Natürlich geschieht die Aufnahme in die verschiedenen Anstalten nicht unentgeltlich, wenn die Blinden oder ihre Familien in der Lage sind, den übrigens sehr mäßig bemessenen Pensionspreis ganz oder teilweise zu erlegen, oder wenn ihre Heimatbehörden dazu herangezogen werden können; dagegen werden gänzlich unbemittelte Blinde kostenlos aufgenommen. Ueber die Arbeiten, die im Blindenheim ebenso wie in der Blindenunterrichtsanstalt gefertigt werden, gibt ein gedrucktes Preisverzeichnis genaue Auskunft: Seilerwaren, Korb- und andere Flechtwaren, Bürsten und Pinsel jeder Art und Größe und allerlei gestrickte Bekleidungsgegenstände erhält man in den Verkaufsstellen zu mäßigen Preisen und in guter Ausführung.

Das Andenken des Blindenvaters Knie wurde dadurch geehrt, daß man die an der Blindenvorschule vorüberführende Straße nach ihm benannte und in dem großen Garten zwischen Straße und Blindenheim einen Gedenkstein errichtete. Unter ihm ruhen jetzt die Gebeine Knie's, nachdem sie von ihrer früheren Ruhestätte, die durch die Anlage einer neuen Straße gefährdet war, hierher überführt worden sind.

Mein Dörfchen

Traumvergraben, friedeüberspannt
Liegt mein Dörfchen zwischen Bergesfalten,
Und des Mondes Silberträume halten
Es behutsam in der weißen Hand;

Daß der Sturm es nicht im Schlaf erreicht,
Der schon gierig nach den Höhen tastet,
Daß das Glück in Frieden weiter rastet
Und nicht heimlich in der Nacht entweicht . . .

Hans Herbert Ulrich



Fietusch, Dr. phil. Joh., Das Ergebnis der friederizianischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins. Am Beispiel der schlesischen Städte dargestellt. Jena 1908. Hermann Costenoble. VIII u. 228 S. 8°.

Daß Schlesien beim Jubiläum der Städteordnung in literarischer Hinsicht nicht hintenan steht, das ist das Verdienst des Gelehrten, der sich in kurzer Zeit durch stilvolle und gründliche Arbeiten auf dem Gebiete schlesischer Geschichte bekannt gemacht hat. Wenn wir einen Blick in die vorliegende Arbeit werfen, erkennen wir alsbald, daß uns wieder ein Fachmann unterrichtet, dessen Stolz nicht auf überliterarische Unverständlichkeit wissenschaftlicher Darstellung geht, sondern auf konkrete, anschauliche, überall leicht faßbare Schilderung, die nicht des Temperaments entbehrt, nicht mit ausgekochten Phrasen aufwartet. Das ist bei dem Gegenstande der Schrift besonders dankenswert, es erforderte einen freimütigen Bearbeiter. Um einen Einblick in den Aufbau des Buches zu geben, sei bemerkt, daß zuerst die wirtschaftliche Lage der schlesischen Städte im Beginn des 19. Jahrhunderts dargestellt wird, dann das Aussehen, die Einwohnerzahl, die sozialen etc. Verhältnisse, die Verfassung der Städte bis 1809, endlich die Einführung der Städteordnung und ihre Wirkung in den ersten Jahren. Es beschließen Charakteristiken der alten und der neuen Berater die schöne Leistung.

Festschrift zur Jahrhundert-Feier des Rgl. Preuß. Husaren-Regiments Graf Göken (2. Schles.) Nr. 6. in Leobschütz. Zusammengestellt vom O.-Postassistent Paul Sommer, Leobschütz (1908) Druck von W. Witte 55 S. 8°.

Die Festschrift zum Regimentsjubiläum am 14. November d. J. ist ein Festgeschenk für die Teilnehmer. Sie enthält außer der Regimentsgeschichte eine kurze Lebensgeschichte Fr. Wilh. Graf von Göken, die Namen der Kommandeure, der Mitglieder des gegenwärtigen Offizierkorps und einiges aus der Chronik der Stadt Leobschütz.

Ruth, Prof. Dr. Friedrich, Geschichte des Königlich-Evangelischen Gymnasiums zu Glogau 1708—1908. Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier am 1. November 1908. 73 S.

Der Verfasser erörtert die Vorgeschichte der Anstalt 1571—1651, die Geschichte der Schule bis zur Übernahme durch den Staat (1834) und das Rgl. Gymnasium. Er bringt ferner das Verzeichnis der Leiter und Lehrer der Anstalt, sowie die Abiturienten ab 1859. Die überall größte Sorgfalt verratende Arbeit ist ein willkommener Beitrag zur Geschichte des schlesischen Schulwesens.

Von **Wilhelm Busch** ist bekanntlich posthum eine Skizzenammlung unter dem Titel „Hernach“ erschienen; das Buch weist großenteils denselben komischen Situationszauber vor, den wir an den früheren Werken so schätzen. Man sieht wiederum, daß Busch nicht nur ein guter Humorist,

sondern auch eine gute Skizzenfeder führte, Zeichnung und Vers sind gleich humorvoll, z. B.

„Geld laßt von Herzen Allen uns gönnen,
So viel die Esel nur tragen können.“

Wir weisen darauf hin, daß der Verleger dieses Buches Lothar Joachim in München, ein Schlesier (Nimptsch) ist. Er hat dem Humor ein würdiges Gewand gegeben.

Dörner, Otto, der Glodenguß zu Breslau. Volksstück in 3 Akten. (Danners Deutsche Volksbücher). Mühlhausen in Thür. G. Danner. 48 Seiten 8°; broschiert Mt. 1,—.

Die dramatische Fikur des Glodengießereimeisters von Breslau ist hier in einer dem Charakter der Publikation entsprechenden Weise dramatisch behandelt. Die Prosa der Sprecher wird bei Aufführungen nicht allzu viel Schwierigkeiten bereiten.

v. d. Mark, Ottomar Stauf, Aus den heimatischen Bergen. Freudenthal 1908. W. Krommer. 139 S. 8.

Der Verfasser ist ein bekannter Novellist und Essayist. Seine Kunst ist die Genre-Skizze, die lebhaft, dramatisch bewegte Skizze. Auch in dieser Sammlung von Skizzen und poetischen Erzeugnissen haben wir diese ansprechende Kunst vor Augen. Nicht von gewöhnlicher Art, aber manchmal etwas zu realistisch für den literarischen Geschmack. Ihre Note ist derbkomisch, z. B. in „den groben Brüdern“. Die märkische Heimat wird für den Sohn dieser Berge lebendig.

Rübezahl, Märchen, von Musäus. Für die Jugend durchgesehen. Bilder von Wilhelm Stumpf. Nürnberg. E. Nister.

Eine neue Ausgabe des bekannten Musäuschen Märchen von Rübezahl, eine Ausgabe, der man gerecht wird, wenn man die feine Ausstattung, wie sie allen Jugendbüchern des in kurzer Zeit zu Ansehen gelangten Verlages, eigen ist. Es sind nur wenige bunte Bilder dargeboten, aber diese in Verständnis für die jugendliche Phantasie. Man kann das Buch 7—10jährigen zu Weihnachten schenken.

Berichtigung

In meine Klauderei „Schlesiens Kulturpfandung“ im 1. Heft des 2. Jahrganges von „Schlesien“ hat sich ein Irrtum eingeschlichen, von dem ich im Augenblick selber nicht weiß, ob er dem Setzer oder dem Schreiber zur Last fällt. In Spalte 2 von Seite 10, Zeile 21 v. u. steht nämlich statt Carolath — Brentano! Es wäre gewiß sehr schön, wenn der milde Clemens unser Landmann wäre; aber vorerst liegt seine Heimatstadt Ehrenbreitstein doch noch soweit ab von unserm Schlesien, daß selbst der höchste fränkische Gemeinsameitensenthusiasmus diesen Romantiker nicht gut für uns mit Beschlag belegen kann.

Karlsruhe

Willy Hellpad